



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

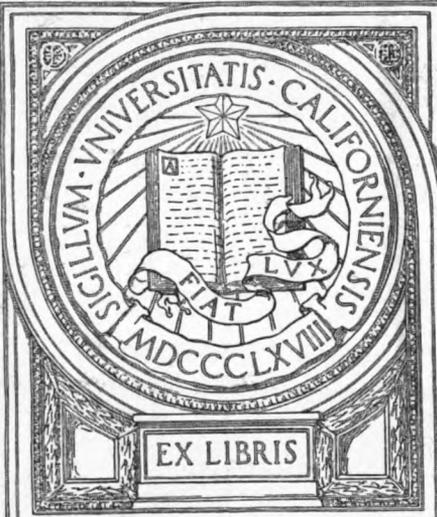


Die Silber- Silber-

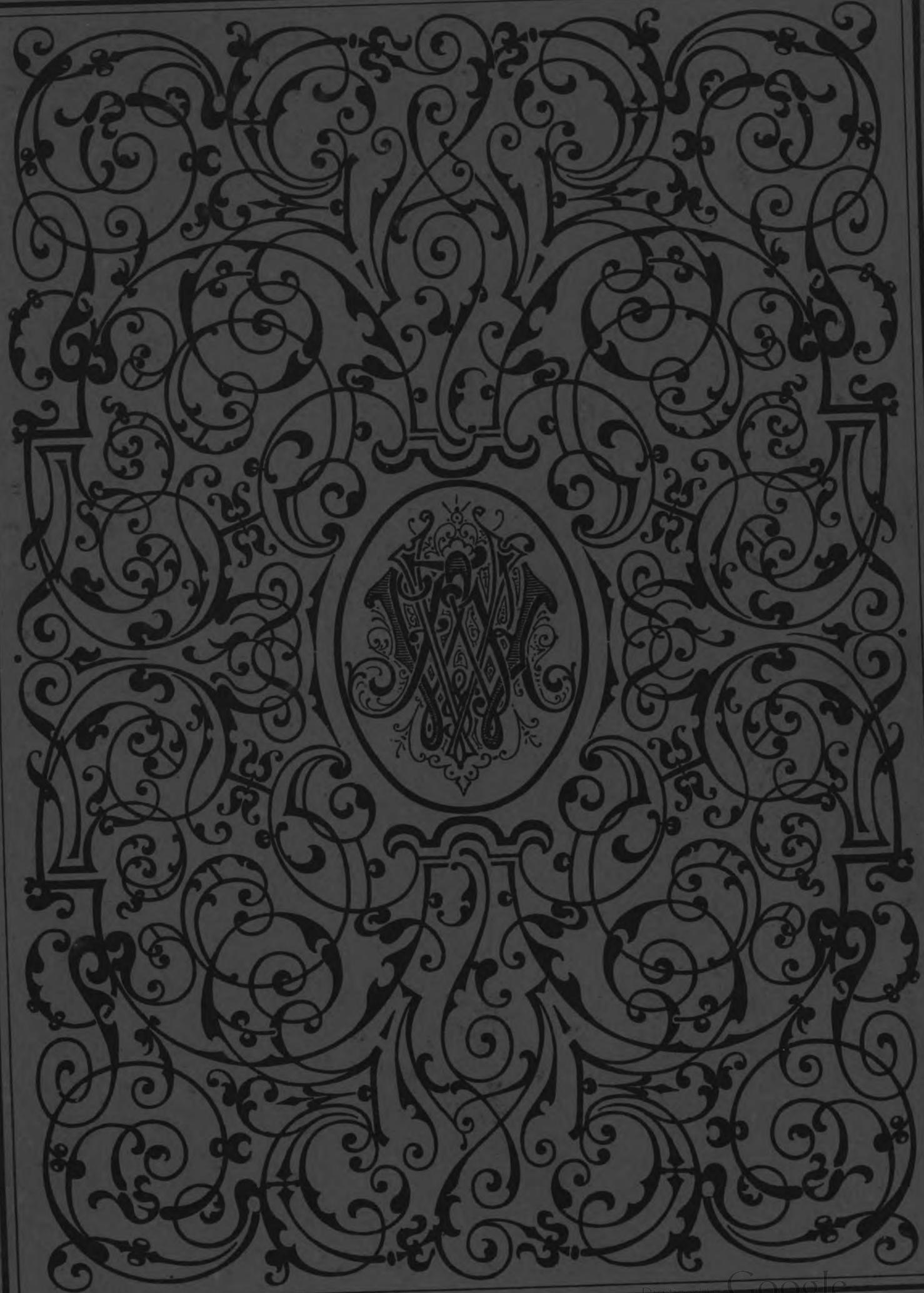
von
Conrad Beckmann.

Verlagsanstalt für Kunst- u. Wissenschaft in München
vorm. Fr. Bruckmann

IN MEMORIAM
Prof. J. Henry Senger



EX LIBRIS



Fritz Reuter-Galerie

Alle Rechte vorbehalten

Frik
Reuter-Galerie

mit Bildern von

Conrad Beckmann

und Text von

Karl Theodor Gaedert

UNIV. OF
CALIFORNIA

Zweite Auflage



München 1885

Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft
vormals Friedrich Bruckmann

TO VNU
ABSORUAD *Prof. Dr. Henry Ling*

IN MEMORIAM

Phototypie u. Buchdruck der Verlagsanstalt Bruckmann in München
Holzschnitte von Ferd. Tegetmeyer in Leipzig
Papier von der Neuen Papiermanufactur in Straßburg

Einleitung zur ersten Auflage.

Wer im Gedächtniß seines Volkes lebt,
Ist ja nicht todt. Er ist nur fern. Todt nur
Ist, wer vergessen wird — —

Sopht de Vega.



Zehn Jahre sind heute dahin gerauscht, seit Fritz Reuter Sonntag den zwölften Juli 1874, Abends gegen sechs Uhr, in seiner Villa zu Eisenach seine Augen für immer schloß. Der Zeitgenosse erinnert sich noch lebhaft, welche allgemeine und aufrichtige Trauer diese Todesnachricht aller Orten hervorrief.

Als am Mittage des folgenden Tages eine zweite schmerzliche Botschaft, das Kissingener Attentat, die Welt in höchste Aufregung versetzte, da waren die Namen des entschlafenen Sängers und des durch Gottes Fügung gnädig erhaltenen Fürsten in Aller Munde. Wehmuth über das Hinscheiden des Einen, Wonne über die Errettung des Anderen beherrschte gleichmäßig die Gemüther.

Fritz Reuter, der „Demagoge“ und Volksdichter, Otto von Bismarck, des Reiches Kanzler und Preußens erster Minister.

Beide auserkorene Lieblinge unserer Nation, ihr ans Herz gewachsen unauslöschlich.

Beide waren sich gegenseitig nicht fremd geblieben. Mit Bewunderung und Begeisterung hatte Reuter die Thaten und Erfolge des gewaltigen Staatsmannes begrüßt, der ihm die Träume seiner Jugend, die Hoffnungen seines gereiften Alters, Deutschlands Einheit und Größe, zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklichte. Mit Interesse hatte Bismarck die Schriften des auserwählten Volksdichters gelesen, der in heimatlich vertrauten Klängen schrieb und dem Vaterlande Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war. — —

Lasset uns loben die berühmten Leute und unsere Väter nacheinander! Sie sind in Frieden begraben, aber ihr Name lebt ewiglich, sagt Jesus Sirach.

Das gilt auch von Reuter. Er ist des Lobes werth. Sein Gedächtniß wird immerdar unter uns leben.

Er hat in seinen Werken eine Erbschaft hinterlassen, die als deutsches National-eigenthum für Jahrhunderte Zinsen tragen wird.

Zu Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin stand seine Wiege, zu Eisenach am Fuße der Wartburg liegt sein Grab.

Den siebenten November 1810 erblickte Fritz Reuter als Sohn des Stavenhäger Stadtrichters und Bürgermeisters das Licht der Welt. Ein Segen für ihn, daß er solchen Vater besaß, der mit Ernst und Pflichttreue den idealischen Knaben erzog und trotz aller Strenge ihn rechtschaffen liebte; ein Segen für ihn, daß er solche Mutter hatte, die mit Milde und Sanftmuth auf sein Temperament einwirkte und seiner Lust zum Fabuliren Nahrung lieh. Unwillkürlich gemahnen Beide an Goethes Eltern, den Herrn und die Frau Rath.

Die Gymnasien zu Friedland und zu Parchim haben in ihm ihren berühmtesten Schüler gehabt. Michaelis 1851 bezog er die Landesuniversität Rostock als Studiosus Juris. Ein Rechtsgelehrter sollte er werden, kein Maler, wie er's gern wünschte.

Ein Semester darauf, Ostern 1852, ging er nach Jena. Hier beginnt eine kurze glückselige Studentenzeit, welche plötzlich mit einer grellen Dissonanz abbrach.

Es ist bekannt genug, wie schwer er seinen Eintritt in die Burschenschaft „Germania“ büßen sollte.

Im Herbst 1853 fand seine Verhaftung zu Berlin statt. Die Hausvogtei — Silberberg — Glogau — Magdeburg — Graudenz — Dömitz — wer diese für unseren Dichter trostlosesten Abschnitte kennen lernen will, der greife zu dessen durch die Sonne des Humors verklärter Erzählung „Ut mine Festungstid“, und er bekommt ungefähr eine Ahnung, was der bedauernswerthe junge Mann geduldet und erlitten haben muß sieben Jahre hindurch.

Dann, Anno 1840, nach dem Tode Friedrichs Wilhelm III., gelegentlich der allgemeinen Amnestie, wurde er — vergessen.

Doch sein Landesherr, Großherzog Paul Friedrich, entließ ihn auf eigene Hand. Er war frei! — Was nun?

Er fragt und klagt selbst: Wat was ik? Wat wüßt ik? Wat kunn ik? — Nicks. — Wat hadd ik mit de Welt-tau dauhn? — Kein gor nicks. — De Welt was ehren ollen scheiwen Gang ruhig wider gahn, ahn dat ik ehr fehlt hadd; üm ehrentwillen kunn ik noch ümmer furt sitten un för minetwegen ok. — Awer Du bist fri! Du kannst gahn, wohen Du willst! De Welt steiht Di apen! — Ja, äwer wecker Weg is de rechte? —

Zur Jurisprudenz fehlte ihm jegliche Lust, zur Malerei die Einwilligung des Vaters, der wohl ein hübsches Talent, aber kein Genie aus des Sohnes Zeichnungen richtig erkannte.

So ward er Oekonom auf verschiedenen Begüterungen in seiner Heimat, dann Privatlehrer in Treptow an der Tollense, an der mecklenburg-vorpommerschen Grenze.

Ohne diese Sturm- und Drangperiode hätten wir nicht den Dichter Fritz Reuter.

Wie in der Jugendzeit die stets leidende Mutter ihm den Sinn für Poesie ins Herz legte, so war's jetzt seine Frau Luise geb. Kunze, welche ihm bei seinen schriftstellerischen Versuchen verständnißvoll zur Seite stand.

Still und bescheiden, im Selbstverlage, gab er 1855 seine Erstlinge „Läuschen un Rimels“ heraus. Sie fanden großen Anklang, wenn auch vorab nur in Mecklenburg und Pommern.

Polterabendgedichte, die Erzählungen in Versen „De Reis' nah Bellingen“, Gründung eines Unterhaltungsblattes, Uebersiedelung nach Neubrandenburg — das sind in Kurzem die bemerkenswerthesten Ereignisse der nächsten Jahre.

Mit dem Erscheinen des Epos „Kein Hüfung“ (1857), der Folge der „Läuschen un Rimels“ (1858), vorzüglich aber mit dem ersten Bande „Olle Kamellen“ (1859), „Ut de Franzosentid“ enthaltend, sowie mit „Hanne Nüte“ (1860) war Reuters Ruf über die engen Grenzen seines Vaterländchens gedrungen. Er wurde genannt und bekannt auch in Mitteldeutschland, auch im Süden, vor allem durch die Kritiken von Robert Prutz und Julian Schmidt.

Nicht nur die echt plattdeutsche Sprache, sondern der Gehalt der Dichtungen machten ihn in immer weiteren Kreisen beliebt.

Seine Schaffenskraft wuchs mit den Erfolgen. Abgesehen von der Sammlung „Schurr-Murr“ (1861) erschien schon im nächsten Jahre das Buch „Ut mine festungstid“.

Damit hatte er all die unsäglich traurigen Erfahrungen sich von der Seele geschrieben. Jetzt nahm sein Dichtergenius jenen Aufschwung, der ihn — nach Abfassung der „Urzeschicht von Meckelnborg“ — zu seinem Meisterstücke „Ut mine Stromtid“ gelangen ließ.

In Eisenach, wohin er 1865 gezogen war, hier im Herzen Deutschlands, vollendete er diesen unvergleichlichen Roman, schuf er „Dörchlächting“ sowie „De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti“ und lebte eine, wenn auch von seinem periodischen Leiden getrübt, jedoch im übrigen glückliche Zeit, an Ehren und an Gütern reich.

Ein wechselvolles Erdenleben hatte am zwölften Juli 1874 seine Endschaft; allein, wäre es nicht so wechselvoll gewesen, es hätte vielleicht nie den schlummernden Genius geweckt.

Darum dürfen wir heute sagen: Reuters Grab deckt nicht seinen Geist zu.

Der Nachwelt aber ziemt es, den großen Unsterblichen zu verherrlichen. Das kann in seinem Sinne wohl kaum besser geschehen, als durch Illustrirung seiner Hauptschöpfungen.

Als in den Jahren 1878 und 1879 der Maler Konrad Beckmann die Reuter-Gallerie entwarf und dessen Bilder, grau in grau gemalt, in einem Saale des Bruckmannschen Hauses zu München ausgestellt waren, da befand sich eines Tages unter den bewundernden Besuchern auch eine schwarz gekleidete Dame, die mit wehmüthigem Entzücken all die lieben, vorzüglich getroffenen Figuren und Situationen betrachtete: Wie würde freit sich gefreut haben, hätte er diese Zeichnungen noch gesehen! — Es war „Lowising“.

Auch auf mich haben die Bilder einen nachhaltigen Eindruck ausgeübt, so daß ich die im Buchhandel erschienenen Photographien allen Reuterfreunden wiederholt empfahl. Im nun eingegangenen „Plattdütschen Husfründ“ sagte ich damals u. a.: „Wenn Een so heel un deel den Weerth vun düsse Biller begripen will, denn fik he sik mal vörher so 'ne

französche Bläder an. Du leewe Gott, wo sünd de tomeist opputst un utstafteert, as 'ne stime Poppensellschopp oder as de Riders un Peer in'n Circus: Allns fliddergold, Allns firlefanz un idel Tand! En beten för't Hart, för en bedrövtes un för en vergnögtes Hart, dat söft Ji dor ümsünst. Wo anners sünd de dütschen Biller! Dor sticht Warmniß un Gemöth, Trur un Deegde in, un mennigmal suitt Ju of de Schelm 'ne lange Näs to wo he äwer't heele Gesicht bi grient, as wenn he seggen wull: Kinners, lacht doch! bün't nich en lustigen Keerl? Ja, hir is Allns dütsch dörch un dörch; so wat, meen ick, kann eben man en dütschen Maler! —

Heute nun, zum zehnjährigen Todestage Fritz Reuters, bietet die Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft in München eine Auswahl der Beckmannschen Bilder mit neuen Originalzeichnungen des Künstlers als Familienbuch dem deutschen Volke dar. Gern schrieb ich dazu den begleitenden Text. Wenn die Kritik anerkennt, daß derselbe nicht nach der üblichen Schablone abgefaßt ist, sondern litterarischen und historischen Werth beanspruchen darf, dann ist vollauf meine Absicht erfüllt, dem Unvergesslichen ein Denkmal zu setzen welches seiner Bedeutung gerecht wird und seinem Herzen — das weiß und fühle ich — würde wohlgefallen haben.

Berlin, 12. Juli 1884.

Karl Theodor Gaedert.





Mutter Smarisch.





Mutter Swartfch.



äuschen un Rimels — diese launigen gereimten Scherze begründeten Reuters Ruhm. Unmittelbar darauf, im Jahre 1855, folgte „De Reif nah Belligen“. Sie ist nicht viel mehr als eine Anzahl solcher versificirter Schnurren, durch ein loses Band zusammengehalten und in sechsundvierzig Kapitel eingetheilt.

Wir müssen lachen über all die unterhaltenden Späße und Abenteuer, welche die reiselustigen mecklenburgischen Bauern Swart und Witt erleben, aber unser Lachen verflüchtigt sich nicht bald, wie etwa beim Anhören einer Posse auf der Bühne, wo wir schon nach einer Stunde nicht mehr wissen, weshalb oder worüber wir eigentlich noch eben so ausgelassen und heiter waren. Nein, dauernd befinden wir uns hier in fröhlicher Stimmung, die einzelnen ergötzlichen Situationen bleiben in unserem Gedächtnisse haften, Reuters Humor beschäftigt auch unser Herz. Obendrein gewährt er uns Pausen, wo unsere Lachmuskeln sich erholen können, Ruheplätze, von wo aus wir uns erfreuen dürfen an entzückenden Naturschilderungen, an Land und Leuten, Sitten und Gebräuchen. Hinein in die burleske Handlung webt er eine ganz einfache, alltägliche, wenn auch gar zu sentimentale Liebesgeschichte, deren Reiz nicht sowohl in den eingestreuten lyrischen Gedichten besteht, sondern in der Gegenüberstellung zweier Frauencharaktere, eines kindlich vertrauenden und eines stolz dreinschauenden.

„Wenn in dem ganzen Dinge nichts von Poesie zu finden sein sollte“, erklärt Reuter in der originellen Vorrede, „so soll doch wenigstens auf dem Titelblatte etwas davon zu lesen sein; ich werde es poetische Erzählung nennen.“

Fritzing, min oll Jüingsching, wat büst Du för'n Sleaf! Du bietest uns ja nicht nur ein Schatzkästlein köstlichster Komik, sondern ein Stück wahren, echten Volkslebens, dem auch die ernste Seite nicht fehlt.

Auf dem „sapperlotischen“ d. h. patriotischen Verein mecklenburgischer Landwirthes zu Güstrow haben die beiden reichen Bauern Swart und Witt wiederholt gehört, daß heut zu Tage vermögende und vernünftige Väter ihre Söhne fortschicken und zwar nach „Belgien“, um dort die „höhere Kultur der Welt“ zu lernen. Drum wollen sie mit ihrem Fritz und Karl ein Gleiches thun. Aber sie haben die Rechnung ohne den Wirth, will sagen, ohne ihre besseren Hälften gemacht, denn Mutter Swartsch und Wittsch sperren sich mit Händen und Füßen und mit — ihrem Mundwerk gegen die Reise, beruhigen sich auch nicht, als ihre Männer versprechen, die Söhne der Sicherheit wegen selbst über Berlin nach Belgien zu bringen. Das gibt ein Unglück! Sie sehen's schon kommen, wie Landgensdarmen alle vier als Dagabonden aufgreifen und ins Prison schleppen.

Allein, es hilft Alles nichts. Zumal Bauer Swart tritt sehr energisch auf und zeigt, daß er Herr im Hause ist. Wie seine Frau jammert:

Sei warden keinen Paß Di gewen,
för so'n Ort ward kein Paß nich schrewen,
An denn weitst Du jo nich einmal Bescheid,
Wo't nah't oll Dings hengahen deist;
Du weitst jo nich mal wo un wenn —

da unterbricht er sie barsch:

Jh, Mutter, dor frag' ick mi hen.
An nu is't ut! An red mi nicks mihr rör,
Din olle Päpermähl süs still ick.
Jck will! An wenn ick will, denn will ick!

Was die Reiseroute betrifft, so muß Köster Suhr Rath schaffen; wozu unterrichtet er denn die Dorfkinder in der Geographie? Bauer Swart verlangt allerdings, daß sein Fritz die Lage von Belgien kenne, doch der alte Präzeptor meint:

Dat hätt auch seine Schwierigkeiten,
Das könnt er auch nicht weiten.
Von hier nach Ollen-Strelitz, ja, das geht,
Das weiß er woll, wo's liggen thät.
Ja, abersten von da, da geht's erst an,
Das find't so leicht nich Jedermann.
Das Einzigste, was ich Euch sagen kann,
Wenn Ihr den Weg werd't wissen wollen,
Das ist, daß Ihr Euch rechtich müßt hollen.
Denn fahrt Ihr linksch, dann kann euch das passiren,
Das Ihr thut hen nach Rußland führen. --
Ja! oder auch nach Oesterreich,
An auch nach Polen könnt Ihr kommen,
An möglich selbst nach Hinnepommern.

Die besorgten Mütter wagen noch einen letzten Versuch, sie bemühen sich, ihre Söhne widerspenstig zu machen. Indes ohne Erfolg. Fritz Swart hat ganz etwas Anderes im Kopfe, als auf die Reden der Alten zu hören; war er doch eben zur Schummerstunde

mit Dürten, Suhrs Tochter, im Garten zusammen, wo Beide sich ewige Liebe und Treue schwuren. Und Karl Witt ist gar zu stolz auf seine neue Kleidung, die fast in allen Farben des Regenbogens schillert, so daß selbst der Köster, diese klassische Autorität, voll Bewunderung dasteht:

Drei Moden gibt's man eigentlich,
 Wonach man sich thut richten müssen —
 Das and're sünd kein Moden nich —
 Die blag', die gel' un denn die rod'.
 „Na, Köster, segg mal up't Gewissen“,
 Seggt Witt, „is Korl woll in de Mod? —
 Korl! Hör min Söhn, kumm hir mal her
 Un stell Di mal den Köster vör.
 Tu, Köster, antwort up min frag.“ —
 Das Halsdank roth, der Rock ist blag,
 Die Hofel gel: das stimmt, stimmt in die Dabt,
 Un hat den richtigen Verfät.
 Geratter Witt, ich müßt nicks wider,
 Das Einzigst wär' noch Vatermürder.

So ist denn die Reise eine fest beschlossene Thatsache geworden. Während der Besorgung des Passes und der nöthigen Zurüstungen sagt Fritz Abends im Garten seiner Braut Lebewohl

„Min leiw, lütt Dürten, lat dat Koren.
 Du säd'it tau mi, dat Du mi leiwst;
 Un wenn dat ok noch lang' süll wahren,
 Du säd'it, dat Du doch up mi täuwst.

Un dat sall denn so lang' nich duren;
 Twei Johr, dat is 'ne forte Tid.
 Denn hett 't sin Endschaft mit dat Truren.
 Jek drück Di an min Hart, as hüt.

Adjüs! Un Gott mag Di behänden!“
 Dor stunn hei up; dor gung hei hen, —
 Ach, wo würd' swor em doch dat Scheiden! —
 Un kek taurügg mal denn un wenn.

Dürten blickt ihm nach, Thränen fließen über ihre Wangen. Lenz und Liebe halten ja Einzug. Dazu singt im Busche Frau Nachtigall, und durch Blumen und Blätter scheint der Mond ihr ins Herz.

Am nächsten Morgen steht der Leiterwagen vor der Thüre, und nun gibt's einen rührenden Abschied, als wär' es auf Nimmerwiedersehen. Das halbe Dorf hat sich voll Neugier und Theilnahme versammelt, denn mit Blitzesschnelle verbreitete sich von Kathe zu Kathe das Gerücht, „dat Korl un Fritz nu süll'n studiren lihren“.

Endlich ruft Johann, Knecht und Kutscher in einer Person, den Pferden sein „Jüh!“ zu.

Un heidi! gung't in'n vullen Draß
 Bi Görenschi'n un Hunn'geblaff
 Von Swarten sinen Hof heraf
 Un in de wide Welt herin.

Wie sie das Dorf entlang fahren, schiebt sich im Küstergarten eine weiße Hand durch den Fliederbusch.

In döörch de Blaumen un de Bläder
Dor fißt en stilles Angeficht,
Als güstern bi dat Frühjohrswedder
De Man döörch Blaum un Bläder lücht't.

In as sei ut dat Döörp 'rut jagen,
In as sei bi dat letzte Hus,
Dor ward dat Hart so krank ehr slagen,
Dor winkt de Hand den letzten Gruß. — —

Ueberlassen wir jetzt die Reisenden ihrem Schicksal, das ihnen gar tückisch und neckisch mitspielt unterwegs auf der Landstraße, im Holz und in der Stadt Altstrelitz, wo sie Rast machen im Gasthof „zum stillen Frieden“. Von hier aus wird Johann mit dem Fuhrwerk wieder zurückgeschickt. Er soll zugleich in Fritzens Auftrage heimlich der Küstertochter eine Schachtel mit einem goldenen Ringe überbringen und ein paar Haarlocken; nach zwei Jahren käme er wieder, sie möge ihm treu bleiben und schreiben, seine Adresse wäre:

An Fritzens Swarten, Wollgeburen,
Wohnhaftig jehst in Bellingen';
Denn kem de Breif ganz richtig hen,
Denn güng hei seker nich verluuren.

Leider geräth das Liebespfand in unrechte Hände, nämlich in die der reichen Bauersfrau. Mutter Swartsch ist außer sich, daß ihr Sohn sich in solch „nackte“ Dirne, die kein Vermögen besitzt, verguckt hat. Bei dieser Entdeckung regt sich in ihr der Bauernstolz.

Wie der Menschen Charaktereigenheiten sich zu allen Zeiten gleich geblieben sind, so war der Stolz auch immer vorhanden. Richtiger sollte er Dünkel heißen — wie beim Schulmeister —, weil es däuchten, sich etwas vorstellen, einbilden bedeutet. Wer also den Dünkel — Stolz — hat, der bildet sich auf Dies oder Das etwas ein: der Adelige auf sein Vorantehen, der Geldproze auf sein Geld, der Künstler auf sein Können, der Geistliche auf seinen Geist, der Bauer auf das, was er baut, bebaut und — besitzt.

So war es bei Mutter Swartsch. Der Dichter hat sie derart gekennzeichnet, und der Maler führt sie uns so im Bilde vor, daß unwillkürlich der richtige Begriff, das Wort „Bauernstolz“ uns vor die Seele tritt. Sie kennt nur das „Haben“ und läßt höchstens nur das „Kriegen“, „Bekommen“ gelten. Letzteres aber nur unter Umständen, wenn sie selbst etwas „kriegen“ kann. Das Erstere trifft bei ihr zu, denn sie hat eine schöne Hufe, eine große Bauerstelle: — vier, ja sechs Pferde, lauter gleichfarbige Braune, stehen ihr im Stalle, zwanzig bis vierundzwanzig Milchkühe dazu und weiter „all dat Jungveih“, was sie selbst aufgezogen und gerade noch jetzt aufzieht; ihr fehlen weder Hühner noch Gänse, noch die wolletragenden Schafe. Glückliche der Besitzer! Und sie ist glücklich in ihrem Besitze. Noch mehr aber als das, sie birgt dies Glücklichein nicht in stiller Zufriedenheit in sich, sie kehrt es heraus, zeigt es den Augen der Welt, wo, wie und wann sich nur immer dazu Gelegenheit bietet. So wird es zum Stolze, zur größten Dummheit.

Sie trägt es zur Schau namentlich heute am Sonntagmorgen, wo sie sich geschmückt hat, um im Hause Gottes zu erscheinen, der nicht auf die kleinen, erbärmlichen Unterschiede, nicht auf Rang und Stand, nicht auf Haben und Besitzen sieht, sondern bloß aufs Herz.

Ihr bester Staat, ihr schönster Putz ist angelegt, das silberbeschlagene Gesangbuch in die Hand genommen, und, den Kopf zurückgeworfen, schreitet sie mit Ostentation einher. Jede Miene, jede Bewegung, jeder Schritt sagt: Dat bün ick! ick, de rieke Buerfru Swartsch!

'Ne swarte Kapp up mit en breiden, witten Strich,
Zwei schöne Rosen an de Backen,
Von roden Band, sös Kläufen in den Nacken,
Un'n Bündel Bäume achter sich;
En nigen Spenster an von grünes Kafan,
'Ne Schört von swart Kalmanken vör, —
De ded' sei denn mal äwerstrafen,
Dormit sei glatter Sitten ded' —
Un äwer All'ns en groten Umslagdauf,
Gelbunt un roth un mit 'ne breide Kant.
En Struz Saphi, den Snuwdauf un dat Bank,
Dat drog sei preislich in de Hand.

Stillbescheiden, nichts Böses ahnend, mit sich selbst nicht klar, aber das Herz voll kindlicher Unschuld, tritt des Küsters Tochter aus der Thüre. Mutter Swartsch, welche sie so oft begrüßt, bei der sie als Kind so viel im Hause verkehrt hat, ist ihr erster Anblick. Sie gewahrt nicht den Dünkel der Frau, nicht den Dummstolz der Bäuerin. Freundlich geht sie ihr entgegen und will ihr die Hand zum Gruße reichen.

Die Augen der Alten blicken stehend, ihr Gesicht überdeckt eine Wolke des Unwillens und der Geringschätzung, und Köster-Dürten wird abgekanzelt in einer Weise, wie es so etwas noch nie erlebt hat. Woran das schlichte Mädchen nimmer gedacht, das wird ihm jetzt vorgeworfen. Der Erfahrungssatz: „Was ich denk' und thu', trau ich Andern zu“ bestätigt sich hier voll und ganz. Sie, die Swartsch, wäre dazu im Stande gewesen, durch kluge Berechnung ihr Lebensglück zu begründen. Deshalb argwöhnt sie, ihr Sohn sei nur Dürten's Augapfel, damit dieses in die schöne Stelle, in Haus und Hof hineinheirathen könne.

Die „nackte“ Dirne steht wie erstarrt da. In die Kirche kann sie nun nicht mehr, sie fühlt nicht die Kraft dazu, ihr Herz ist zerrissen. Sie wankt wieder heim. Wohl ihr, daß sie sich ausweinen kann! Thränen lindern, Thränen stillen der Seele Schmerz. „So glücklich was sei“ — und jetzt? — „Weg, weg! was all de Herrlichkeit!“

Jedoch der liebe Gott verläßt sie nicht. Zunächst tritt der würdige Geistliche für sie ein, und dann ist's das Schicksal oder die Hand des Herrn. Sie darf die Lebensretterin Derjenigen werden, von welcher sie so schwer gekränkt wurde. Edle Charaktere tragen nicht nach, sie vergeben, ja sie haben bereits vergeben, sogar wenn es noch nicht verlangt worden ist. So auch Dürten.

Mutter Swartsch ist zum Glück noch keine von den Naturen, welche schon gänzlich zu Stein verhärtet sind. Das unvorhergesehene Ereigniß, die Gefahr, worin sie geschwebt, die Rettung, all das wirkt zusammen, um reinere Triebe in ihr zu wecken und endlich zum Durchbruch zu bringen. Was mag die Küstertochter empfunden haben, als jene selbst ihr den Ring von dem Geliebten überreicht?!

Da ziehen wieder Glück und Freude in ihr armes Herz und — Hoffnung. Ja:

Hoffnung de bliwvt, de ward ümmer bestahn,
Wenn of lang' all vergahn sünd de Sünn un de Man —

Während dieser trotz aller Tragik segensreichen Vorfälle in der Heimat amüsirt sich unsere Reisegesellschaft, die inzwischen in Berlin angelangt ist, vortrefflich. Die Großstadt

macht mit ihren tausenderlei Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten gewaltigen Eindruck auf die biederen Dörfler. Blücher, der alte Fritz, das Brandenburger Thor, das Marmorbecken vorm Museum und besonders in der Burgstraße beim Hotel „König von Portugal“ der Portier, welcher vor der Thüre steht in blauem Rock mit rothem Kragen und goldenen Treffen, in gelben Stulpenstiefeln, ein spanisches Rohr als Scepter in den Händen, welchen sie für den allergnädigsten König halten und als solchen anreden, dann die Fahrt auf der Eisenbahn, die seltsamsten Abenteuer und Fährlichkeiten: in der That, sie sehen und erleben Wunderdinge, von denen sie Kindern und Kindeskindern erzählen können.

Endlich aber treibt sie die Sehnsucht wieder ins Dorf. Sie haben die Weiterreise nach dem unbekanntem „Belligen“ satt bekommen, und obendrein ist all ihr Geld verausgabt.

Dahheim werden sie mit Jubel begrüßt. Die völlig umgewandelte, einst so stolze, jetzt weichherzige und sanfte Bauersfrau Swartzsch führt selber ihrem Sohne das arme Küster-Dürten als Braut zu und richtet eine Hochzeit her, von der Dorf und Umgegend noch lange reden. Ja, gesteht sie am Ende:

De Reij', dat was en dummes Stück,
 Doch dörch de Reij' hadd'n wi dat Glück.
 Dat Fritz un Dürten Hochtid höllen;
 Drüm will'n wie up de Reij' nich schellen. —
 Mit den uns' Herrgott meint dat tru,
 Denn giwmt bei eine gaude fru!





Die Nacht.





Die Noth.



Die äußere Noth und Bedrängniß ist's nicht allein, es ist gewissermaßen die Noth des Herzens, welche uns in diesem Bilde vor Augen geführt wird.

Leute, welche die traurigen Verhältnisse von Reuters Heimat nicht kennen, wenigstens wie sie zu seiner Zeit waren, — die Freizügigkeit und neue Gerichtsverfassung mögen in den letzten Jahren Wandel geschafft haben — können sich schlechterdings keine rechte Vorstellung der damals herrschenden abnormen Zustände machen. — Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen!

Der Junker, der Rittergutsbesitzer, ob adelig oder bürgerlich, — die Vorrechte haften am Grund und Boden — war allgewaltig, allmächtig, obwohl er selbst das Recht über Leben und Tod seiner Untergebenen nicht mehr besaß und der Galgen, wie ehemals, sich auf seinem Gebiete nicht mehr befand.

Die mecklenburgischen Hoftagelöhner schmachteten Jahrhunderte hindurch in geradezu unmenschlichem Joche. Die Gesetze über Aufhebung der Leibeigenschaft Anno 1820 gaben denselben zwar die persönliche Freiheit, doch nicht zugleich Aussicht und Anwartschaft auf reale Selbstständigkeit. Das alte Patrimonialwesen blieb ziemlich unverändert mit seiner gutsherrlichen Jurisdiktion und eigenen Kriminalgerichtsbarkeit, seiner Prügelstrafe, seinen Heirathskonsensen und dem Du in der Anrede. Summa die trüben und dunklen Niederlassungsverhältnisse ließen die Tagelöhner nach wie vor als unfrei erscheinen, an die Scholle gebunden und damit der oft despotischen Willkür ihrer Brodgeber ausgesetzt. Freizügigkeit

wurde nur im Gebiete des Landesfürsten, im Domanium, gewährt, und dort auch nur dann, falls anderweitig eine Wohnung offen stand. Im Ritterschaftlichen dagegen hing die Vertauschung des Wohnortes ganz von der Einwilligung der Herrschaft ab. Ja, kein Gutsbesitzer brauchte einen Arbeiter des anderen Gutes aufzunehmen, selbst wenn an leeren Wohnungen kein Mangel. Daher war die Begründung eines Haushaltes und die Verheirathung blos mit Konsens des Junkers möglich, und wie häufig, wie gern entschied dieser: „Kein Hüfung!“

Das sehnsüchtige Verlangen der armen Tagelöhner nach einem noch so bescheidenen Grundbesitze in dem Lande, wo ihre Vordere das Bebauen des Bodens auf sie vererbt, war ihnen verwehrt, die Möglichkeit ihnen abgeschnitten, in dem Lande, das ihnen Eltern, Geschwister, Geburt, Kindheit, Sprache und Gewohnheit zum Theuersten gemacht, Antheil am Staatsareal zu erlangen; für immer blieben sie dem abhängigsten Dienstverhältnisse überantwortet.

Mit blutendem Herzen hat ein ungenannter Historiker „Mecklenburg wie es ist, und wie es werden kann,“ 1846 geschildert und gesagt, geklagt, gewarnt: „für diese treuen Staatsbürger aufrichtig zu sorgen, wäre ja als eine Neuerung anzusehen, und der Gedanke daran schon mit Hunderten davon zu hetzen! Den sorgenden Gedanken also schon für diese armen Menschen sehet Ihr hohen Herren für Eingriffe auf Eure Rechte über sie an? Laßt doch solchen christlichen Gedanken auch in Euch kommen, vielleicht führt er Euch weiter, zur Ausführung der Barmherzigkeit für Eure duldbenden Brüder; glaubt nicht, daß Ihr allein die Erde besitzen sollt, Eure treuen Versorger möchten auch gern einmal zu etwas kommen, verschafft ihnen die Mittel, es ist Eure heilige Pflicht. Und ich will Euch was in die Ohren raunen: es wird hohe Zeit! glaubt mir, es ist besser mit Menschen zu verhandeln, als mit —!“

Erst die Reformbewegung im März und April 1848 brachte für die geknechtete Klasse der ländlichen Arbeiter Gesetzentwürfe zu Stande, wonach namentlich der Gutsherr verpflichtet sein sollte, dem Tagelöhner Wohnung in der Nähe des Hofes und Natural-Emolumente pachtweise zu überlassen oder mittelst eines Kaufkontraktes ein Stück Land zur Gründung einer Häuslerei auf ihn eigenthümlich zu übertragen und so ihm die nöthige Basis für eine selbstständige Existenz zu verschaffen.

Aber bevor die Sturmvoegel dieses Revolutionsjahres auch in der Heimat unseres Dichters sich blicken ließen, war im Ritterschaftlichen der Keim der Unversöhnlichkeit, der Zerstörung, des Hasses in Saamen geschossen. Die Folgen des dreißigjährigen Krieges, welcher Mecklenburg verwüstete, menschenleer und insofern arm machte, als der kräftige Bauernstand fast ganz ausgerottet wurde, trugen dazu ihr Theil bei. Hier hatte die Zeit nicht die Wunden geheilt; sie waren zu tief geschlagen, um zu vernarben, und wurden immer wieder aufgerissen. „Der Bauer ist kein Spielzeug, da sei uns Gott davor!“ — ja, blos im Obotritenlande.

Seit Ende des großen Krieges bis in unsere Gegenwart hinein sind dort nicht weniger als 12,000 Hufner oder Bauern, welche mehr oder minder seit unvordenklichen Zeiten einen Landkomplex, auf dem sie vier bis sechs Pferde und zwölf bis zwanzig Rinder halten konnten, ihr eigen nannten, „abgemeiert“ (der Bauer hieß auch der Meier, von Major, weil durchweg der älteste Sohn Erbe der Hufe war) oder „gelegt“ oder, mit anderen Worten, von den Junkern davongejagt resp. zu Tagelöhnern degradirt.

Die Leibeigenschaft herrschte noch immer, wenn sie auch in das schon im Ausdruck gemilderte „Unterthänigkeits- oder Hörigkeits-Verhältniß“ übergegangen war. Die Leute

kamen sich als Sklaven vor, welche Frohndienste leisteten. Der Humanität ihnen gegenüber ward nur zu oft ein Schnippchen geschlagen.

In solche Zustände versetzt uns Fritz Reuter. An seiner Hand gewinnen wir noch tiefere Einblicke in die soziale Lage des vierten Standes.

Kein Leibeigener durfte und konnte sich ohne Vorwissen und ohne Genehmigung seiner Herrschaft verloben oder gar verheirathen. Geschah Ersteres trotzdem (das Zweite war absolut unmöglich), dann hatte die „Kanaille“ härteste Züchtigung verdient. Die „Dirne“ gehörte ja nicht ihrem Bräutigam, über Beide hatte der Leib- und Grundherr zu verfügen. Keine Maschine sollte und mußte der Tagelöhner sein, sonst nichts. Ehre, Tugend, Sittlichkeit, Bestimmung des Menschen und heilige Rechte paßten nicht für die Aermsten, welche Knechte waren, Knechte in des Wortes wahrster Bedeutung, sondern einzig und allein strikter Gehorsam. Was diesem zuwiderlief, galt für Sünde und Laster. „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über Euch hat“, wohl nirgends ist dieses göttliche Gebot, das sonst zum Segen für Staat und Familie wird, fluchwürdiger gemißbraucht worden, als in dem Winkel der Erde, wo das Paradies gelegen haben soll.

So war's um die arme, geplagte Kreatur hier traurig bestellt. So mußte sich der Tagelöhner, jeder Chifane, jeder Bosheit preisgegeben, in Alles fügen lernen, mußte er Schimpf, Schmach, Schamlosigkeit über sich ergehen oder sich elendiglich zu Grunde richten lassen.

Solchen Zuständen und solchen Gesinnungen können wir oder konnten wir wenigstens in Mecklenburg begegnen, und die müssen wir uns vor Augen halten, um verstehen und fassen zu lernen, wie Fritz Reuter dazu kam, eine Dichtung wie „Kein Hüfung“ der Welt zu schenken; denn ich kenne Menschenfreunde, welche nach der Lektüre entsetzt ausriefen: Derartiges kann ja gar nicht möglich sein!

Er selbst hat, wie erinnerlich, dies Werk stets für sein bestes gehalten. Wir gehen darüber nicht mit ihm ins Gericht. Geschrieben aber ist's mit seinem Herzblut. Er hatte als edler Mensch, als wahrhaftiger Patriot, Verständniß für die traurigen Verhältnisse des zertretenen Tagelöhnerstandes, Mitleid für die Recht- und Schutzlosen, deren Leiden zum Himmel schrieen. Das hat er oft, im Leben und in seinen Schriften, bewiesen, doch nirgends besser, nirgends überzeugender, als in „Kein Hüfung“.

„De Noth“ — damit hebt sein ergreifendes Epos an. Des Herzens Stimme hatte gesprochen, der kleine Schalk Amor beim Knechte Johann Schütt und bei der Hofmagd Mariken Brandt sich just so eingestellt, wie er es bei dem Kavaliere von distinguirten Manieren, bei der Dame des Salons zu thun pflegt. Vor Gott gehörten sie einander an. Was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden.

Sie aber waren geschieden, zwischen ihnen stand ein großes Fragezeichen: wo hausen? wo herbergen? wo die Stätte finden, den häuslichen Herd zu gründen, sich ein Nest zu bauen, um vereint die dürftigen Erdenfreuden und des Daseins Last, Mühen, Entfagungen zu tragen? sich gegenseitig aufzurichten, beizustehen, zu stützen in allen Lagen ihres Lebens?

Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar. Nur für Johann und Mariken gab's nicht diese Hütte, dies schützende Dach mit vier einfachen Wänden, gab's nicht das schmuckloseste, nackteste Heim auf der Welt.

Die Frage nach „Hüfung“ war für das Paar oft zum Herzerreißer. Denn in Mecklenburg bestanden und bestehen eigentlich noch heute drei Territorien wiederum für sich: Das Ritterschaftliche, das Domanium und das Gebiet der Städte, welche sich gegenseitig

gewissermaßen Schlagbäume vor die Nase zogen und die Welt mit Brettern vernagelten. Der Unbemittelte, der Tagelöhner konnte schlechterdings nicht von dem einen Gebiete ins andere gelangen; und wehe ihm, wenn er oder sein Liebchen den Unwillen des gestrengen Herrn auf sich geladen hatten! Wie leicht das möglich war, sehen wir aus einer Andeutung Marikens. War ein Mädchen nicht standhaft, dann war es verloren; war es aber stand- und tugendhaft, dann ging es erst recht verloren.

In Worten läßt sich's nicht ausdrücken, wozu ein solcher Junker sich häufig bewogen fühlte, wenn er bei Befriedigung seiner Sinnenlust auf Hindernisse stieß.

So führt uns der Dichter Johann und Mariken in einer Stimmung und Lage vor, welche geradezu als hoffnungslos bezeichnet werden muß. In der Ferne, nein, in naher Aussicht, droht für ein sonst braves Paar das Entsetzlichste, was es sich vorstellen kann: Vater und Mutter zu werden und dem Kinde nicht sein zu dürfen! Es lauert die Schande. Wer schafft Hüfung?

Die Welt ist weit und Amerika groß; dorthin ziehen so viele, und sie könnten es auch. Indes hat Mariken ihren alten Vater hier, den sie nicht allein und verlassen wissen will, von dem sie sich nicht zu trennen vermag. Er war der gute Genius ihrer Kindheit; durch Hege und Pflege ihm zu vergelten, was er an ihr gethan, ist ihrem Herzen Bedürfnis. So kann aus der Auswanderung nichts werden; und in der Ferne zeigt sich schon das Gewitter.

Am Jakobitage wird der Roggen auf den Feldern geerntet. Allen voran als Vormäher arbeitet Johann. Ihm folgt auf Schritt und Tritt sein Mädchen, welches die Garben aufrafft und das Korn zusammenbindet. Zur Vesperstunde kommt zufällig der Gutsherr des Weges. Ihm lacht das Herz im Leibe beim Anblicke des reichen Gottessegens, und freundlich grüßt er seine Leute. Das verleiht dem Knechte Muth. Er trägt sein Anliegen vor.

„Wer is't denn, de Du frigen willst?“
 „„Oll Brandten sin Mariken is't.““
 De Herr, de würd' vör Vosheit blaß,
 Hei rückt de flint herüm, as wull 'e
 Sei 'runner riten von de Schuller,
 Un smet den Daler in dat Gras
 Un dreiht sück up den Hacken üm
 Un lacht so gel mit höhniße Stimm:
 „Ne, säuf Di man 'ne annere ut!
 Kein Hüfung heww'ck för so 'ne Brut!“ —

Warum nicht? — Er erfährt's von der Zitternden:

„Wil ick em nich tau Willen was.“
 Als wenn em ded 'ne Aldder steken,
 flüggt hei tau Höcht; knapp kann hei sprekten:
 „„Wat? — Em tau Will'n? Wer ded dat? — Wer?““
 Un bewerd seggt s': „Dat was unj' Herr.“

Da wachsen in seiner Brust Groll und Haß. Namenlose Drangsale, die er und sein Schatz jetzt auszustehen haben, verleiten ihn in einer bösen Stunde zum Morde an seinem Herrn. Damit aber verliert er sein Theuerstes, seine Braut, sein Weib. Er flieht

muß fliehen. „Maß furt! Maß furt!“ ruft der alte Daniel, sein treuester Freund und Schutzgeist. —

„Ja, ja! — Ich weit woll, wat ich bin;
Doch wenn hei wedder vör mi stünn —
Dem' mein ich mit dat bleif Gesicht —
So niederträchtig un so slicht
Un frisch un roth,
Ich stödd den Hund noch einmal dod!
Un häng an'n Galgen all de Strick,
Hei oder ich! Hei oder ich!
Hei hett min Lewen
Vergift,
Vergewen!
Hei heit mit Grull min Hart vergällt;
Hei drimwt
Elendig 'rin mi in de Welt!
Hei hett min Mäten
Von't Hart mi reten,
Hei un sin Vann!
Fluch äwer M'ns, wat stolz un rif!
Fluch äwer minen Vaderlan!
Marik! Marik!“

Dat was sin lehtes Lewewoll. — —

Un an de Eik leht swack de Ml
Un höllt de Hand sück vör dat Og,
Un as den Blick tau Höcht hei slog,
Dunn was hei furt.
Un spraken was dat gruglich Wurt,
Un 't brust em dörch de ollen Ahren
As Stormwindslied
Bi Winterstid:
„Verluren! verluren! Jehann verluren!“
D'rup wankt hei furt; fein Spänken jöggt
Em dörch de Nacht mih, dörch de Dannen.
Wat Spänken hir! Hei süht Jehannen. —
„Dat was sin Herr, hei was sin Knecht.
Oh Herr! Oh Herr! Wer hett nu Recht?
Din Sazung kann de Minsch verstahn,
Doch wat de Minschen dortau dahn,
Verstah, wer kann!“ —
Un leht sück an 'ne Wid heran
Un fickt herup tan'n Stirnenhewen:
„Herr Gott Du weitst allein Bescheid!
Dor stahu s' un gahn s' in Ewigkeit,
Wat's gegen de en Minschenlewen?
Dor stahu s' un gahn s' in ehre Pracht
Dag oder Nacht;
Du leggst Din Hand mit Segen d'rup,
Un Stirn un Man un Sünn geht up;
Din Segen deicht de Welt regiren,
Wat kann ein Minschenfluch bedüden?“

Genug! Wir wissen, welsch Ende mit Schrecken die Dichtung nimmt: wie Mariken, inzwischen Mutter eines Knaben geworden, in Verzweiflung sich ins Wasser stürzt, wie

Jahre darüber vergehen, bis der unglückselige und doch bejammernswerthe Johann aus der Fremde, aus Amerika, heimkehrt, allein statt Leben Tod findet. Aber den greisen Daniel sieht er wenigstens noch einmal, hört durch ihn seines Weibes Schicksal, empfängt von ihm das Pfand der Liebe, den Sohn. Der soll im Alter sein Trost werden, der soll, was ihm selbst nicht vergönnt war, frei sein und bleiben. Mit ihm zieht er wieder davon in Nacht und Nebel.

Un as de Oll noch trurig sieht,
 Dunn röppt dat ut de düstern Dannen;
 „fri fall hei sin! fri fall hei sin!“ —
 Dat was dat Letzte von Jehannen. —

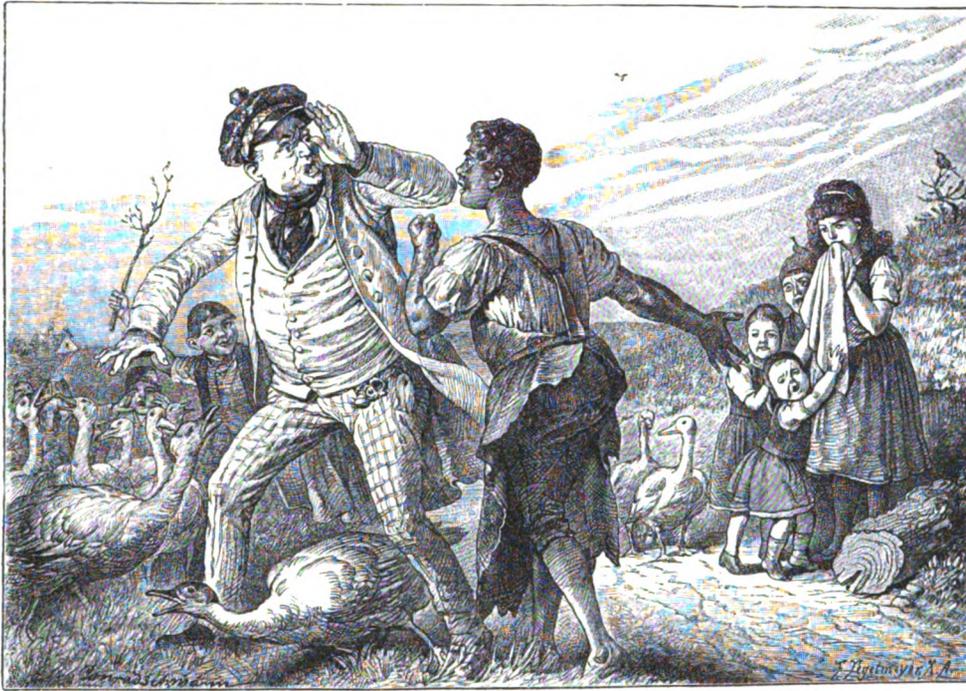
Damit schließt dieses Gottesgericht zwischen dem Hörigen und seinem Herrn. Unsägliche Liebe zum Volke bekundet hier Fritz Reuter. Er hat einen Stoff gewählt, welcher an Tragik seines Gleichen sucht, einen Stoff, der noch zwei andere Dichter begeisterte: den im Frühjahr 1884 zu Lübeck verstorbenen C. W. Stuhlmann in seinem Novellencyklus „Aus dem Patrimonialstaate“ und Heinrich Burmester in seinem „Arm un Riek“. Die Schöpfungen dieser drei im gewissen Sinne kongenialen Männer sind Denkmäler, die nie veralten, wenn auch — Gottlob! — in jene barbarischen Zustände, welche sie schildern, durch die Freizügigkeit und durch die neue Gerichtsverfassung eine Bresche geschossen ist.





Hanne Dufes Abschied.





Hanne Nütes Abschied.



Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust! — Auch Johann Schnut, des alten Schmied Schnut zu Gallin einziger Sohn, wird bald dies Lied singen. Snüte oder Hanne Nüte nennen ihn die Leute im Dorfe, zum großen Aerger seiner Mutter: „Hei heit nich ‚Nüte‘, hei heit ‚Snut‘!“ Umsonst, er behält den Namen. Noch absonderlicher klingt der seiner Nachbarstochter: De lütte Pudel. Eigentlich ist sie fiken Schmidt getauft, doch zum Unterschiede von den vielen Sophie Schmidts heißt sie wegen ihres krausen, braunen Haares „der kleine Pudel“. Beide sind miteinander aufgewachsen als Nachbarskinder, Spiel- und Schulgefährten.

Hanne hat sie sogar einmal aus großer Noth gerettet. Das ging so zu: Im Frühjahr, da die liebe Dorfjugend die Gänse und Gänseküchlein ins grüne Gras getrieben hat und sich eines schönen Tages ordentlich verlustirt mit Tanzen und Springen, mit Anfertigung von Butterblumenketten und Weidenflöten und darüber das Hüten der kleinen Herde außer Augen läßt, kommt plötzlich der reiche Bäcker vom Markte des Weges. Seine hellgelben Vankinghosen gefallen einer alten Gans so ausnehmend, daß sie mit Geschnatter ihm zwischen die Beine fährt und immer fester und lauter seine Waden packt. Ist das ein Gaudium für die Kinder! Sie lachen, platschen vor Vergnügen in die Hände und flüchten kichernd, als der erboste Bäcker auf sie eindringt. Er kriegt den lütten Pudel

zu fassen, zerrt das Mädchen bei den Haaren und will schon zum Schlage ausholen, als ganz unerwartet Hanne erscheint und das unschuldige Opfer befreit. Voll Wuth entfernt sich der Meister, welcher wohl weiß, daß er im Handgemenge mit dem stämmigen Burschen den Kürzeren ziehen wird, während Letzterer mit brüderlicher Fürsorge die Erschrockene zu beruhigen sucht.

Beide Nachbarskinder sind gemeinsam konfirmirt. Wie gut das Mädchen da im Katechismus Bescheid gewußt hat, besser noch als der kluge Hanne! Nicht nur die ganze Gemeinde, sondern auch der Herr Pastor hatte seine Freude dran, und selbst Köster Suhr, dieser klassische Zeuge, gesteht:

Ja, Dadder Smit,
 Die wär' gelehrfamer, as Din Jehann.
 Ich sag' natürlich nicks nich gegen Hammern,
 Un zworßt worum? — Der Jung' wär' gut,
 Er wüßt Sein besser, as die Amern;
 Indessen doch, Natur der Wissenschaft
 Un das Verhältniß der Behaltungskraft,
 Das fehlt ihm mehr, un is mit Smidten fiken,
 Die for gewöhnlich man den Pudl heißt,
 In Hinsicht diesen gor nich tau vergliken.
 Die hätt' einen himmelanwogenden Geist.

Einige Jahre nach der Konfirmation sind vorüber und damit Hanne Nütes Lehrzeit im Elternhause. Seine Lehrzeit war zwar keine trübe gewesen mit Spannriemen oder Hosenträger, womit des Vaters und Meisters Hand sich in Beziehung zu des Sohnes kräftiger Hinterseite setzte, noch viel weniger wurde er mit Schürstoch, im Volksmunde Fürpurrer oder Püßler, oder gar mit der Kneifzange gezwickt, aber sie blieb trotzdem Lehrzeit und schloß in seinen Augen alles das in sich, was wir kurzweg mit dem Worte „unvollkommen“ bezeichnen können. Endlich kam der Freudentag heran. Hanne ward ausgeschrieben, in aller form Rechtsens, Geselle des ehrsamten Schmiedehandwerks. Wie groß und glücklich dünkte er sich! Bisher konnte er nichts oder doch nur ein klein wenig; jetzt ist's mit einem Schlage anders. Nun braucht er sich nicht mehr Nüte schelten zu lassen, fortan heißt er Johann Schnut. Ein Wendepunkt in seinem Leben. Als Geselle darf er mehr hervortreten, sich gewissermaßen in Reih und Glied stellen, und — was die Hauptsache — vor ihm liegt die weite Welt, aufgeschlagen wie ein Buch, in welchem er unbehelligt lesen kann.

Reisen! Dies Zauberwort erfüllte schon lange seine Seele. Gleich vom ersten Augenblicke seiner Lehrzeit an hatte er sich gesagt: „nahsten geihst Du up Reisen!“ Wie klang's ihm wundersam in die Ohren, wenn Handwerksburschen mit Lied und Spruch, „mit Gunst“, einkehrten in die Herberge und weiter zogen auf die Wanderschaft!

So ist denn auch für ihn die heiß ersohnte Stunde gekommen. Am letzten April sehen wir ihn von Haus zu Haus gehen durchs ganze Dorf und Lebewohl sagen:

Adjüs of, Smidtsch! Adjüs of, Gören!
 Adjüs, lütt Pudel! Denk an mi!

Es wird ihm seltsam zu Sinn. Bei jeder Gelegenheit hatte er sich die Lust des Wanderns ausgemalt, und nun, wo dieser Wunsch in Erfüllung geht, beschleicht ihn ein bisher unbekanntes, wehmüthiges Gefühl. Seine Blicke schweifen zurück; der Vater war

doch immer so gut zu ihm gewesen, die Mutter so zärtlich und liebevoll. Er soll sie verlassen und Alle, die ihm von Kindesbeinen an theuer.

Zum Glück weiß der alte Küster seine ernste Stimmung zu erheitern und ihn mit neuen, kaum geahnten Dingen zu beschäftigen. Köster Suhr — wer kennt diesen durch Reuter berühmt gewordenen Dorfschulmeister nicht? — betitelt ihn zum ersten „Herr Nüte“, hält dann eine so wohlgesetzte Abschiedsrede und vertraut ihm einen so köstlichen Liebesbrief an, den er, wenn er etwa nach Schlesien komme, bei „Theresing“ abgeben soll, und gibt ihm so viele Rathschläge in Bezug auf das schöne Geschlecht und die Liebe, daß Hanne gern den süßen Honig einsaugt. In seinen Ohren klingen die letzten Worte seines Lehrers nach:

Uns' Herrgott führt die Herzen woll tausam
Wo aber wird der Ausdruck fun'n?
Uns' Herrgott kümmert sich nich d'rum
Er säet bloß die Liebesaat;
Ein Liebender, der wirklich Liebe hat,
Is for den Ausdruck viel zu dumm;
Dorum bün ich doranf verfallen,
Die Liebesleut' tausam tau hollen
Und Ausdruck ihrer Lieb zu geben,
Herr Nüte, for ein Billiges.
Und auch bei Ihnen will ich es,
Wenn's Ihnen mal passiert im Leben,
Und marken S' sich gefälligt dies.
Und nu, Herr Nüte, nu adjüs!

Um die Kirchhofmauer biegt unser Gesell, er will hinauf zum Herrn Pastoren. Der schreitet in seinem Gärtchen unter den knospenden Linden auf und nieder; sein Herz lacht ob all der Frühlingspracht, es grünt und blüht um ihn und in ihm, seine bleichen Wangen röthen sich, und keck schiebt er sein schwarzes Sammetkäppchen zurück. So nimmt er den Jüngling freundlich auf, und wie er den Zweck seines Besuches vernommen und daß es mit ihm in die weite, schöne Gotteswelt hineingehen soll, da wird der ehrwürdige Mann an längst vergangene Zeiten erinnert, wie auch er einst von seinem Heimatsdorfe hinauszog ins Thüringerland. Vor seine Seele treten die köstlichsten Jahre seines Lebens, die Jahre des akademischen Studiums. Ein freier Bursch zu sein, sich selbst überlassen und sich selbst einzig und allein gehörend, frei von jedem äußeren Zwange, im Verkehr mit Freunden und Genossen, so taucht seine Universitätszeit wieder vor ihm auf. Jena! Und der Geistliche, seit Decennien beeinflusst von Umständen und Verhältnissen, eingeengt von den Pflichten seines Berufes, den Umgang gleichgestimmter Seelen fast gänzlich entbehrend und nur auf seine zum größten Theil aus Bauern, Tagelöhnern und Handwerkern bestehenden Pfarrkinder angewiesen, er fühlt, daß auch er Mensch ist, und rein menschliches Empfinden beherrscht ihn ganz und gar, wie er unserem Hanne die Terz und Quart zeigt, ihm von Ziegenhan und Lichtenhan, vom Fuchsthurm und vom Burgkeller bei der Frau Vetter erzählt. Beim Glase Wein unterm überhangenden Lindenbaume sitzen Beide am Gartentische, der Alte und der Junge, der hochgelahrte Mann und der schlichte Gesell. Aus ihren Augen lacht es:

Ja, wunderschön ist Gottes Erde
Und werth, darauf ein Mensch zu sein.

Hanne Nüte soll sie erst kennen lernen. Leuchtenden Antlitzes lauscht er der begeisterten Schilderung Desjenigen, den er sonst fast nur von der Kanzel herab hörte. So

hat der Herr Pastor, dünkt ihn, noch nie gesprochen, solchen Eindruck haben seine Predigten nie auf ihn gemacht, wie jetzt dessen Worte, die von Herzen kommen und zu Herzen gehen:

Ei, ei! Das ist ja wunderschön!
Am ersten Mai auf Reisen gehn,
Wenn neu erwacht ist die Natur,
Wenn Alles grünt und Alles blüht,
Bei Drosselschlag und Lerchenlied — —
Trink aus, mein Sohn, trink aus den Wein!
Drink man, mein Sohn ich schenk Di wedder in! —
Ja, wenn's mein Stand und Alter litt',
Ich zög' wahrhaftig gerne mit.
Und wo geht denn die Reise hin?
„„Je, Vater meint, in't Reich herin
In dem nah Belligen in Flandern;
In wenn dat möglich wesen kün,
Denn süll ick of nah England wandern.““ —
Und da hat Vater Recht, mein Sohn,
Die Hauptsach ist die Profession:
Eins soll der Mensch von Grund aus lernen,
In einem Stücke muß er reisen,
Und in der Nähe, in den Fernen,
In seiner Kunst das Beste greifen. —
Und meint denn Mutter ebenso?
„„Ne, Mutter meint, nah Ceterow,
In höchstens, meint sei, bet nah Swaan,
Doch wider süll ick jo nich gahn.““

Ja, entgegnet lächelnd der alte Herr, so sind die Mütter, ängstlich besorgt um ihre Kinder allzeit; bei den Mädchen ist's auch angebracht, indeß die Knaben müssen hinaus ins feindliche Leben und sich selbst besiegen lernen:

Darauf — komm her — trink mit mir aus!
Und fehr' als tücht'ger Kerl nach Haus!

Den Moment hat der Maler erfaßt. Wir gewinnen ihn lieb, diesen prächtigen „Ehrenpastor“. Der Blick seiner Augen haftet voll Lust auf dem jungen Menschenleben, das vor ihm steht in Jugendfrische und Gesundheit und gewiß unverdorben wieder heimkehren wird, um die väterliche Dorfschmiede zu übernehmen und an der Seite des lüthen Pudel ein bescheidenes, aber glückliches Heim zu begründen.

Geistliche haben wohl an der weltlichen Abschiedsscene Anstoß genommen, weil sie glaubten, der Dichter sei der Würde ihres Berufes und dem Ansehen ihres Standes zu nahe getreten. Aber auch gerade hier zeigt sich uns Keuter als tiefer Kenner des menschlichen Herzens, als unvergleichlicher Schilderer oder Darsteller der bestehenden Zustände und Verhältnisse. Freue Dich, Jüngling, in Deiner Jugend! sagt die Schrift und: freuet Euch mit den Fröhlichen! Die Freude soll nicht ausgeschlossen sein vom Erdenleben. Und stände es dort nicht, das Verlangen nach ihr ist dem Menschen so ins Herz geschrieben, daß wir überall sehen, wie die Alten mit der Jugend wieder jung werden und ihr Ergötzen und Wohlgefallen an Art und Eigenart derselben haben.

So tritt der Bursche denn wirklich die Reise an, begleitet von den Segenswünschen des ganzen Dorfes, und mit ihm ziehen als seine Beschützer von Ort zu Ort, in Lust und Leid, die Segler der Lüfte, die gestiederte Welt. Denn nicht nur „ne Minschengeschicht“,

sondern auch „ne Vagelgeschichte“ will uns der Dichter bieten, ähnlich und doch so ganz anders wie im alten Volksepos von Reineke Vos. Diese moderne Thierfabel, welche sich mit dem Geschieke unseres Helden eng verbindet, ist das Schönste, was Keuter in Versen je geschaffen hat.

Die Vögel läßt er Vorsehung spielen. Als Johann auf seiner Wanderschaft nach Köln gekommen und dort in den Verdacht eines Mordes gerathen ist, da sind sie es, welche seine Unschuld an den Tag bringen. Aber neben dieser mythologischen Rolle, die ihnen nach Art der altdeutschen Volkslage zuertheilt wird, führen sie gar manches liebliche Idyll, gar manches humoristische Familienbild uns vor. Und das ist's, dies Belauschen ihrer kleinen häuslichen Geheimnisse, was den wahren Werth der Dichtung ausmacht. Nicht etwa die düstere Kriminalgeschichte, in welche der arme Hanne Nüte so tragisch verwickelt und woraus er nur durch den Staarmatz gerettet wird; auch nicht die Liebesepisode zwischen ihm, dem jungen Schmiedegesellen, und der schmucken rheinischen Meisters Wittwe, wobei Nachtigall, Storch und Rebhuhn ihr warnendes Veto einlegen, — wohl aber das eigentliche intime Leben und Treiben der Vögel in der Natur selbst, entzückende Miniaturgemälde voller Innigkeit und philosophischer Klugheit und dabei voll von satyrischen Anspielungen auf menschliches Dichten und Trachten (Speckersche Zeichnungen in Worten, in Vers und Reim), und dann das Hinübergreifen und -schweifen von dem in der Fremde weilenden Johann nach der Heimat, nach Mecklenburg, zum lüthen Pudel, der inzwischen zur Jungfrau herangewachsenen Jugendgespielin unseres Handwerksburschen, an dem ihr Herz hängt. Dem stolz gen Süden fliegenden Storch schaut sie sehnsüchtig nach und singt:

Ach, wer mit Di künn wannern,
Wer mit Di trocken künn!
Grüß dusendmal min Hamern!
Sall an den Rhein jo sin.

Ach, wer mit Di künn wannern,
Ach, wer mit Di künn teihn,
Von einen Art tau'm amern,
Bet an der gräumen Rhein!

So ist es denn natürlich, daß, als Beide nach mancher Noth und Fährlichkeit — auch fiken hat beim Bäcker, dem ehrlosen Bösewicht, eine schwere Zeit durchzumachen gehabt — endlich ein Paar werden, die Vögel den herzlichsten Antheil daran nehmen. Sie sind ja neben den Eltern die nächsten dazu, sie betrachten sich als deren gute Schutzgeister. Sang doch die Nachtigall unserem Johann, als er in den Banden der verführerischen Wittib lag:

Kihr bald, fihr bald tanrüg!
En leimes Hart, dat sleiht för Di
So sänt, so sänt, so lat, so früh,
Dat lett Di nich, dat lett Di nich,
Dat tüht, dat tüht Di immer trüg;
Kihr bald, fihr bald un tröst sin Weih,
Kihr bald, fihr bald, ihr 't Hart intweil!

Der Spaß hat Recht, wenn er zu seinen Genossen selbstbewußt sagt:

Ja, Freunde, es ist uns gelungen,
Wir ha'n die Beiden durchgebracht.

Am Johannistage ist Hochzeit. Wieder stehen die zwei jungen Menschenblüthen in der kleinen Dorfkirche ihrer Heimat vorm Altar, wie damals bei der Konfirmation, und derselbe alte würdige Pastor spricht den Segen über die Neuvermählten aus voller Brust; denn Beide sind rein und brav geblieben, fiken, seine beste Schülerin, und Johann Schnut, den er vor Jahren mit Herzlichkeit und Fröhlichkeit hat auf die Wanderung ziehen lassen. Nach der Trauung tritt Köster Suhr an die Eltern seines Hanne heran und bringt seinen Glückwunsch dar:

„Herr Snut,
In Sie auch, werthste Madam Snuten,
Gott segne Ihnen alle Zeit!
Ich hab' mir hellsehen heut gefreut,
Daß sie taulezt sich doch gefriggt.“
In nickt sie um nah Schulden-Gusten:
„Das merke Dir, Du Bösewicht!
Worum kriegt Hanne sie un fiken?
Dorum, weil sie Ihr ümmer wußten.
Bestrebe Dir darnach, sie d'rin zu gliken!“

Aber nicht allein unter Betheiligung des ganzen Dorfes findet die Hochzeit statt. Die Vögel, zumal die Sperlingsfamilie, lassen sich's nicht nehmen, ihre Freude gleichfalls kund zu thun. Abends, wie am Himmel der stille Mond segelt, singt im Garten die Nachtigall ihr süßes Lied von Nimmerscheiden, von Liebe, Treu und Seligkeit, von Glück und eigenem Herd; und auf dem Dache am Schornstein klappert verheißungsvoll „fründ Adebör“.

Hanne Nüte hat all das verdient; er hat sich würdig gezeigt eines solchen Schatzes, wie der lütte Pudel ist, und sich bewährt in der Schule und im Sturme des Lebens auf seiner Wanderschaft.





Weihnachtsabend.





Weihnachtsabend.

Ich was mit de Wil en ollen Knaw worden — mit diesem Geständniß führt der Dichter sich selbst redend ein in der allerliebsten Plauderei „Woans ick tau 'ne Fru kamm“. Wie interessant! Fritz Reuter, der mit einem

Schlage berühmt Gewordene, will uns über sein intimes Privatleben Mittheilungen machen und zwar über den schönsten und am meisten sympathischen Abschnitt, nämlich wie er sein Weib fand, sein „Eowising“ oder „Wising“.

O dieser unvergleichliche Humorist: er hat uns gründlich mystificirt! Auf ganz andere Weise lernte er seine Braut und Lebensgefährtin kennen. Wie er sich wohl beim Niederschreiben ins Fäustchen gelacht haben mag, der Erzhelm! Seine Leser wollten gar zu gern in die Häuslichkeit ihres vergötterten Lieblingschriftstellers hineingucken und vor allen Dingen wissen, ob er verheirathet und wie das zunging, und da thut er dem verehrungswürdigen Publikum den Gefallen, erzählt lustig drauf los und macht's so glaubhaft, daß man sich bei ihm zu Gevatter bitten möchte.

Und doch ist Alles nicht wahr!

Aber nehmen wir an, es sei wahr. Damals, im Jahre 1859, wie die neckische Geschichte „Woans ick tau 'ne Fru kamm“ als Einleitung zum ersten Theile seiner berühmten ollen Kamellen erschien, war noch kein umfassendes biographisches Material über Reuter gesammelt, und auf Treu und Glauben konnte man diese Gabe für baare Münze hinnehmen.

Damals wäre wohl gar der Litterarhistoriker über die Achseln angesehen, der hier von Dichtung und Wahrheit gesprochen hätte. In der That, es ist in der kleinen Erzählung Alles recht aus dem vollen, realen Leben gegriffen, als müßt' es sich so, just so zutragen haben.

Des Dichters Persönlichkeit wird uns genau geschildert. Junggeselle, einundvierzig Jahre alt, in der Welt vielfach herumgeschlagen, bald auf weichem Pfühl, öfter auf

Stroh gebettet, als Knabe an gelben Wurzeln Geschmack findend, jetzt saftigem Gänsebraten nicht abhold, mit gelbgrauem Haar, Hut, Ueberzieher und dito Beinkleidern — so portraitiert unser Held seinen inneren und äußeren Menschen. „Heirathen“, sagen ihm die Leute. „Bedenken“, antwortet er. Haben möcht' er freilich gern ein frommes Weibchen; in den Ehestand hineinzukommen scheint ja auch nicht schwer, wohl aber wieder heraus.

Und doch, des Gastwirths ewige Schweine- und Hammelbraten sind ihm nachgerade zuwider. In seiner Stube sieht's auch nicht immer so proper und sauber aus, wie er möchte. Und dann die fatalen Knöpfe, welche an den Kleidungsstücken so häufig abspringen, und die Strümpfe, welche er doch nicht gut eigenhändig stopfen kann, und — ja, sagt er selbst: „Heirathen!“ Dann aber entgegen die dummen Leute: „Bedenken!“

So befindet sich unser Freund zwischen Thür und Angel. Er wird nicht eben jünger bei dieser Zeit des Hin- und Herschwankens.

Da steht er eines Wintertages am Ofen, seine Tabakspfeife im Munde, und starrt hinaus ins Wetter. Sachte fällt draußen der weiße Schnee vom Himmel. Es ist so still ringsum, nur in der ferne Schellengeläute. Gar einsam wird ihm zu Sinn, — und obendrein ist Heiligabend.

Das liebe Christfest, die selige, fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit!

Wie verloren schaut er durch die Fensterscheiben. Schuster Einsener hält drüben vor der Hausthüre mit einem Handschlitten; darauf liegt Holz aus dem Stadtforst und ein grüner Tannenbaum.

Der Anblick reizt ihn aus seinen wehmüthig träumerischen Gedanken. Der Kacker, dieser Schuster, fährt sich Holz ein und läßt mich auf meine Stiefel lauern! Leichdörner verdank' ich ihm schon, na warte, fortan laß ich nicht mehr bei ihm arbeiten!

Ein frösteln durchzieht seine Glieder. Natürlich! Einen tüchtigen Schnupfen tragen ihm die kaputen Stiefel ein. Auch sind die Socken nicht gestopft, denn Frau Bütow — diese tugendsame Wirthin — benutzt ja die ihr zu dem Zwecke gegebene Wolle für ihre eigenen Strümpfe, und das Feuerzeug ist nicht an Ort und Stelle, der Docht nicht gepuzt, Oel nicht auf die Lampe gegossen!

Zu hellen Flammen lodert der Aerger in ihm auf, je dunkeler es in seinem Stübchen wird. Niemand in der Nähe, an dem er seinen Groll einmal ordentlich auslassen könnte.

Von drüben dringt Licht durch die Gardinen. — Gardinen bei seinem Schuster, während er selbst durch Frau Bütows Geschmacklosigkeit solchen Fensterschmuck entbehren muß. — O dieser Schuster! Will wie ein Graf leben und vergißt seine Pflicht, derweilen sein Kunde im Düstern hauset und sich erkältet. „Täu! Sallst den Kirl en düchtigen Jopp maken!“

Er geht über die Straße und tritt ein. Welch unerwarteter Anblick bietet sich hier unserem Junggesellen!

„Dor stumm en Dannenbom up den Disch, un Lichter brennten doran, un den Schaufter sin Körling un sin Krischäning hadd 'ne fläut un 'ne Trumpet un makten Musik dortau, un dat Juchen un Krischen besorgte den Schaufter sin lütt Mariken, de mit de Hänn nah de Lichter ampelte un mit de Beinen up ehr Mutter ehren Schot 'rüm strampelte, denn sei was noch nich gangbor. De Schaufterfru hadd dat Spinnrad bi Sid sett't, sic 'ne reine Schört vörbunnen un ehren sündagschen Dauf ümslagen un hadd en sünn-

dagſch Geſicht upſett't, lachte de Gören an un wiſchte lütt Mariken den Mund af, wenn ſei mit de Pepernöt alltaufſhr bitau johren ded. De Schauſter hadd en Emm' Planlaken äwer de Warſtäd' deſt, hadd ſich Tüffeln antreckt un ſatt nu mit 'ne lang' Pip an den Aben un tügt ſich en Kraus Bir."

Da wird ihm gar ſeltſam weich ums Herz. Aller Nerger iſt verſchwunden, geſchmolzen vor dem Kerzenglanze des Tannenbaums, vor den ſtrahlenden Geſichtern des unſchuldigen jungen Kleeblattes, vor den ſelig lächelnden Mutteraugen, den ſtolz ſchmunzelnden Blicken ſeines biedereren Schuſters. Nein, in ſolch reines Familienglück kann und will er nicht mit rauhen Scheltworten eingreifen. Ein Kind unter Kindern feiert er mit den einfachen Handwerksleuten heiligabend, wie's uns das Bild treu veranſchaulichet.

Ja, dies haſt Du ſelbſt erlebt, Fritz Reuter! Dies iſt keine Dichtung, ſondern lautere Wahrheit. Auch bei Dir war ja Weihnachten, aber welch ein Weihnachten mochte das ſein! Du warſt nicht nur wie ein Weidenbaum gekröppt worden, man hatte an den Wurzeln gepurrt und die Lebenskraft durchſchnitten. „Dat Kröppen hadd ik mi woll noch gefallen laten, denn ik fühlte in mi noch 'ne düchtige Luſt tau'm Driven und Uſlagen“, ſagt er ſelbſt in der „Feſtungſtid“.

So war er jezt ein Menſch, der ſeinen Beruf verfehlt hatte; es hieß von ihm mit den Worten ſeines eigenen Vaters: „Ut em ward nicks!“

Wenn er ſein Leben überſchaute, zurücfah auf all das, was hinter ihm lag, mußte er ſich als wahrheitsliebender Mann geſtehen, daß der Schein gegen ihn war. Ja ſo war es. Und wenn wir ihn ſelbſt nun auch einmal wieder als Beiſpiel nehmen können, um daran zu beweifen, daß der Schein trügt, 's war damals an dem Weihnachtsabende doch ſo. Er hatte ſich das gewiß oft genug geſagt, und heute drückte ihn dies Eingeständniß doppelt.

Es giebt kein Feſt, welches gleich ſehr zur Einkehr in ſich ſelber mahnt, wie die liebe Weihnacht. Alle Erinnerungen aus den ſchönen und ach! ſo glücklichen Tagen der Kindheit werden wach, das Herz fühlt ſich verjüngt, und, was edel und gut im Menſchen, regt ſich gar mächtig.

So erging es ihm, dem alternden Junggeſellen, dem Manne ohne Heim, ohne Haus, ohne Ziel und Port, worauf er losſteuern konnte. Seine Eltern waren todt, und er fühlte ſich — um mit Bräſig zu reden — als Waiſenknaube.

Die Leiden des Junggeſellenſtandes, das Fehlen der Zündhölzer, Frau Bütow ihren „Mullhümpel“, Frau Bütow ihre ſpitzen Redensarten, Frau Bütow ihre Gardinen, die er wieder abgeriſſen, weil die Nachbarn ihn höhrend fragten, ob er an ſeinen Fenſtern Kinderhemden trocknen ließe, — — all das hatte er mit Geduld hingenommen; nur daß er heute, am Heilchriſt, verlaſſen ſein ſoll und ſo ganz allein, keine Seele ſein eigen nennt auf Gottes weiter Welt, erträgt er ſchwer.

Dies war des Daſeins Bitterniß, eine bittere Auß, die ihm gerade jezt zwiſchen die Zähne gerieth, ohne ſie knacken zu können. Was thun? Das Herz ſehnte ſich zum Herzen, der Menſch zum Menſchen, und in Ermangelung anderer Seelen fand er ſeinen Schuſter, der ihm gegenüber wohnte. Dahin ſtöberte er, wie wir geſehen, unter dem Vorwande, ihm einen Vers zu machen. Doch das glauben wir ihm nicht. Dieſer Mann, der ſo Schweres überſtanden, der des Henkers Beil faſt vor ſeinen Augen geſchaut hatte, der fähig geweſen, ſein Blut für ſein Ideal verſprizen zu laſſen, der ſich nun ſelbſt wie ein Wraf vorkommen mußte, welches auf den Wogen des Lebens hin und hergeworfen

wurde, und der dennoch ein Herz voll reiner, ungeheuchelter Menschenliebe im Busen trug, ein solcher Mann konnte am Heiligabend seinem Schuster nicht den Terg lesen oder gar ihm die Arbeit aufkündigen. Nein, hier ist Fritz Reuter in unseren Augen der allerliebenswürdigste Schäfer. Alles, was er uns solcher Gestalt vorbringt, ist anders gemeint. Hier ist er ganz Mensch, so wahr und tief, daß wir gleich empfinden, wie er's eigentlich meint.

Als er dann beim Meister Einsener einen Eindruck gewonnen hat, wie er unser Herz nicht besser erwärmen kann, da schlägt er denn auch sofort ins Gegentheil um. „Ja will man nich von em weggahn mit min Arbeit“, sagt er im Stillen zu sich; und nachdem die Schusterleute mit ihm einig geworden sind, daß er einen wirklichen Schnupfen habe, geht die Frau mit ihm hinüber und kocht ihm heißen Thee. —

Ein hitziges Fieber befällt den kräftigen Mann; vierzehn Tage liegt er wie im Traum. Ihm ist, als brennte die Stube voller Tannenbäume, als sähe er des Schusters Kinder herumspringen und sich selber mit einem zerrissenen Stiefel in der Hand, als hörte er Körbling und Krischäning flöten und blasen, so daß es ihm durch den Kopf flirrte und tausend Lichter vor seinen Augen tanzten, und als ob, wenn er dann rief: „Lat' mi doch! Lat' mi doch! Ja will ja of wedder bi Jugen Vader maken laten!“ die Kleinen ihm ins Ohr trompeteten:

Stäwelmaken, Stäwelmaken!
 Het sich wat tau Stäwelmaken!
 För so 'n ollen Junggefellen
 Sall kein Wihnachtslust mihr gellen.

Aber das sind glücklicherweise nur Fieberphantasieen. Sein Onkel Matthies, pensionirter österreichischer Husarenwachtmeister von Anno 1813 in Kaiserlich Königlichen Staaten, bewährt sich nicht blos als treuer Pfleger während der Krankheit, sondern auch als erfolgreicher Rathgeber wider den Junggefellenstand. Er versteht's, den rathlosen Freier, welcher längst ein Auge auf ein junges Mädchen geworfen hat, zu bestimmen, Lezterem einen Antrag zu machen. Allerdings muß der gute Oheim, selbst ledig, erst sehr energisch die Sache betreiben und die Eifersucht seines Neffen erregen, indem er zum Schein selbst der Auserkorenen die Cour schneidet und ihr sogar beim Eislauf und Schlittensfahren galant Kuchen und ein Gläschen Punsch bringt. Das hatte Jener nicht gedacht. Er verwunderte sich schon des Todes, wie der Alte nicht ein Glas Grog, sein Leib- und Magenlixir, in der Bude kaufte, auch nicht Bier oder ein Schnäpschen, sondern süßen Punsch und dazu Kuchen, den er sonst nie in den Mund nahm. Er will wohl Kinder traktiren, damit sucht er dies Räthel sich zu erklären. „Awer ne! Ahn dat hei mi gewohr würd“, berichtet unser unschlüssiger Liebhaber, „gung hei mi sinen Barg kaufen un sin Glas vull Punsch up en Släden los, wo 'ne Dam' mit en gräunen Steuer insatt, un bögt sich mit dat Eiw vörn un achter äwer, as wull hei sich dat Krüz verrenken un kratzt mit de Bein' so snacksch up dat Js herümmer, dat ich denk, de oll Mann verlirt de Blansirung, un dat ich all up em lospringen un em unner de Arm gripen will; dunn sleiht de Dam' den Steuer taurügg, un wat seih ich? — Minen leimen Schatz un minen säuten Ogentrost! Un tau Maud' würd mi, as hadd mi Einer rechts un links en por Mulleschellen gewen. — Dat weit de Kufuf, segg ich, de Oll verdarwt mi de ganze frigeratschon bet in de grawe Grund!“

Da endlich entschließt sich unser Freund zu dem wichtigen Schritt. Frau Bütow muß ihm vom Kaufmann Bohnsack ein Paar feine, gelbe Handschuhe besorgen, wie die Herren Advokaten solche tragen, wenn sie etwas Rechtes bedeuten wollen. Und nun macht er Toilette! Schwarzer Leibrock, schwarze Hosen, blanke Stiefel, Cylinder. „Wo is't

möglich! Dat hadd ick sülwst nich mihr glöwt!“ ruft er freudig überrascht aus, wie er sich wohlgefällig im Spiegel betrachtet. So hält denn der zum Adonis Umgewandelte in bester Form — wir wissen nur nicht genau, ob mit oder ohne Fußfall — um Herz und Hand der uns leider gar flüchtig geschilderten Schönen an, (ein grüner Schleier, ein Mantel mit herabhängender Troddel sind ihr einziges Merkmal; natürlich ist sie hübsch) und so, ja so kommt er zu seiner Frau.

Onkel Matthies erzählt dann dem Bräutigam eine lehrreiche Geschichte vom liebenswürdigen, weiblichen Regiment und citirt den Spruch:

Vör de Hochtid mößt du s' wenn'n;
Nah de Hochtid is't tau Eum'

Der Nefse schreibt sich dies hinter die Ohren und gesteht launig, er habe die Anwendung gemacht und allerlei angestellt, um nicht unter den Pantoffel zu kommen; aber die Mittel zu verrathen, hütet er sich wohlweislich. Denn seine Plauderei könnte ja seiner Frau in die Hände fallen; und gnade ihm Gott, wenn sie entdeckt, daß abgefartetes Spiel mit ihr getrieben wurde!

„Awer männigmal“, scherzt der Verfasser weiter, „wenn sei nu so as min fru still un stitig üm mi herümi geiht un för mi allerwegen sorgt un mi in ehre fründlichkeit nahgiewt, denn denk ik doch so bi mi: „Schäm' di, dat du mit Hinnerlistigkeit tau Warf gahn büßt!“ un ick säd nilich tau minen Unkel: „Weißt wat? Ik vertell ehr, wo't mit de dummen Streich vör de Hochtid tausam hängt“. — „Plagt hei Di?“ fröggt min Unkel. „Jede rechtschaff'ne Kirl möt af un an en gauden dummen Streich un en gauden Wiß maken; äwer hei darw sei nich sülwst wider vertellen, denn denn verliren sei all beid' ehre Kraft. Ji lewt jo glücklich, dormit wes taufreden.“ — „Je“, segg ick, „dat seggst Du; äwer mi is männigmal so tau Maud', as wenn wi noch glücklicher lewen können, wenn sei dat Regiment hadd.“ — „Min Söhn“, säd min oll Unkel Matthies un läd mi de Hand up de Schuller, „all dat Glück, wat up dese Ird möglich is, föllt meindag nich in eine Hand herinne, begnäg Di mit dat, wat Du heft.“

So hübsch an und für sich dieser Schluß, und so voll er auch von Lebensphilosophie steckt, er ist und bleibt eben so gut ersonnen, wie das Ganze.

In Wahrheit ist Fritz Reuter ganz anders zu seiner Luise gekommen; auf obige Art und Weise hat er sie nicht umworben, hat er sie überhaupt nicht kennen gelernt. Allein, was verschlägt's? Der Poet, auf der Erde stehend, langt mit der einen Hand zum Himmel, ergreift mit der anderen seinen Zauberstab; und wir als seine Zuhörer und Zuschauer sind der Wirklichkeit entrückt, wandeln mit ihm im Reiche des Hohen und Schönen. Das Füllhorn der Phantasie ist über uns ergossen, des Dichters Märchenland ist uns erschlossen.

Aber mitunter kann die Wahrheit poetischer sein als die Dichtung. „Woans Fritz Reuter tau sin' Lowising kamm“, will ich erzählen, schlicht und schmucklos, mit wenigen Worten, die — unbeabsichtigt — vielleicht zur Hymne auf Hymen werden.

Goethe theilt einen Besuch bei seinem Schuster mit (Aus meinem Leben. Ahtes Buch). Ob unserem Reuter diese Stelle beim Abfassen seiner Bräutigamsgeschichte gegenwärtig war? Sei dem, wie ihm wolle; jedenfalls hat kein Geringerer als Johann Wolfgang Goethe Fritz und Luise zusammengeführt.

Das aber ging folgendermaßen zu.

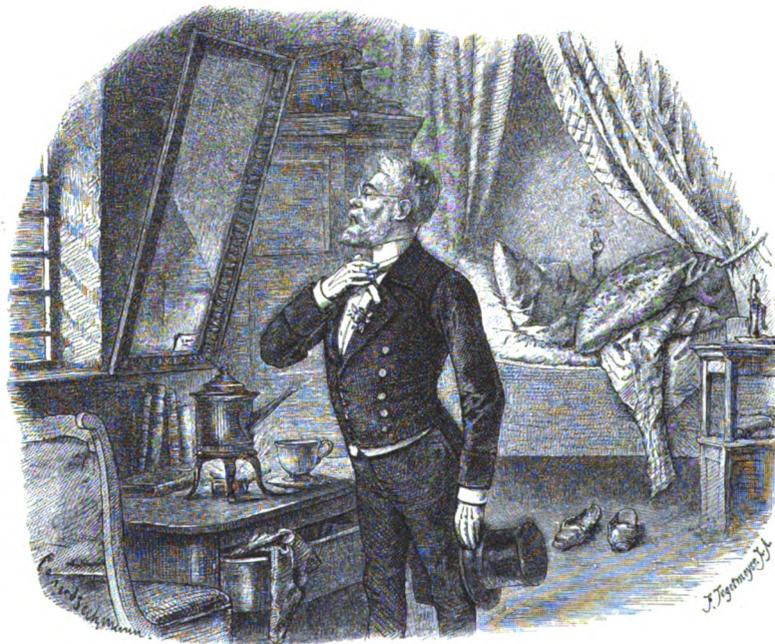
Fräulein Luise Kuntze, eine mecklenburgische Predigerstochter aus Roggendorf unweit Grevismühlen, war Erzieherin bei dem Pastor Augustin im Pfarrhause zu Rittermannshagen bei Waren. Dort fand sich der „Studiosus“ und „Strom“ fünf Jahre nach seiner Entlassung aus der Festung Dömitz, im Herbst 1845, mit einer befreundeten Gutsbesitzerfamilie freundnachbarlichst ein. Nach Tische wurde die junge Dame von der Gesellschaft aufgefordert, ihr Talent als Klavierspielerin und ihre schöne Stimme hören zu lassen. Luise prälu dirte sie und sang Goethes Ballade „Erlkönig“. Reuter horchte auf. Er war kein Musikkenner, aber er liebte volksthümlichen Gesang. Der Ton dieser Stimme berührte ihn ungemein sympathisch. Er trat ganz nahe. Bei der Strophe:

Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?

beugte er sich unwillkürlich zu der Sängerin herab und flüsterte: „Mein Fräulein, wenn Erlkönig so singt, dann kann ich ihm nicht widerstehen“.

Das war der Funke, der flammend in Beider Herzen Feuer fing und eine Liebe entfachte, die bis über das Grab hinaus dauern sollte.

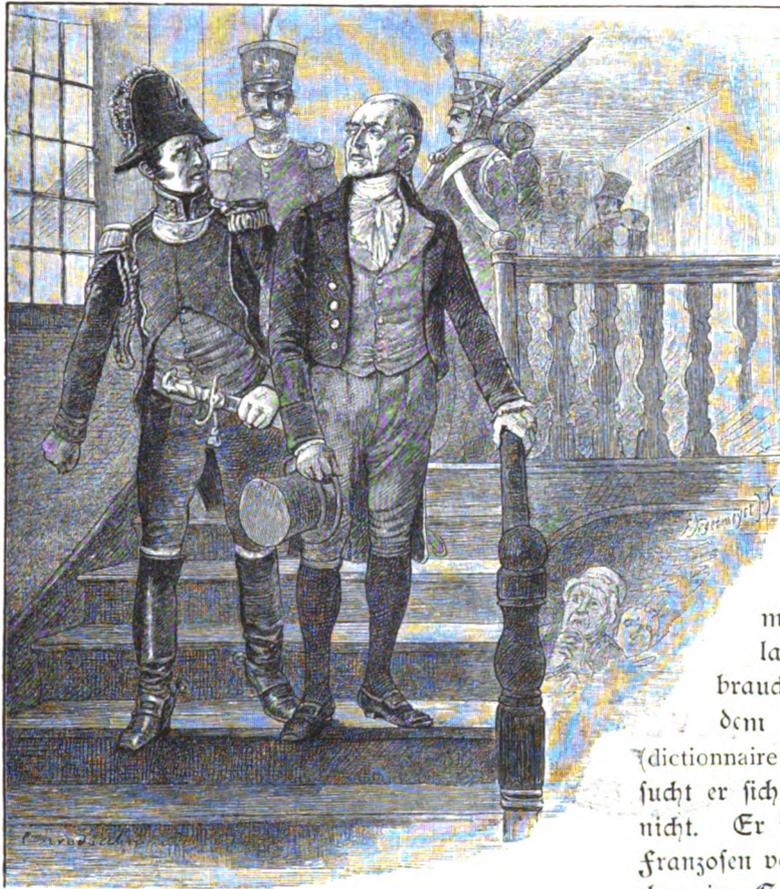
So — wenn auch erst nach langjährigen, schweren Prüfungen — is Frühling tau sin Lowising kamen.





Müller Vofz un de Schaffür.





Müller Volz im de Schallür.

Was kein Verstand
der Verständigen sieht,
das übet in Einfalt ein
kindlich Gemüth.

Die Weisheit des braven,
durch und durch edlen,
charakterfesten
Amtshauptmannes

Jochen Hinrich Weber
auf dem Schlosse zu
Stavenhagen reicht nicht

mehr aus; sie ist, um den
landläufigen Ausdruck zu ge-
brauchen, all geworden. Mit

dem „Tikzionnähr von Poche“
(dictionnaire de poche) in der Hand
sucht er sich zu helfen, allein es geht
nicht. Er kann sich damit nicht dem
franzosen verständlich machen, welcher
eben im Gefolge von sechs Chasseurs

ins Thor hereingeritten ist und nun seine Kriegskontributionsforderung dadurch unterstützt, daß er blank zieht und mit dem Seitengewehr auf den friedlichen alten Herrn eindringt.

Der läßt in seiner Bedrängniß schleunigst den Bürgermeister aus der Stadt zu sich entbieten, den Vater des Dichters. „Min Herzenskinding, wat will de Kirl? — Ne, wat denn? — fragen S' doch den Kirl, wat hei will. — Min Herzenskinding, wat iwert siß de Kirl?“

Als endlich mit Müh und Noth Klarheit in die Sachlage gebracht wird, da ist es eine schwere Aufgabe, vor welche Stadt und Amt gestellt werden. Fünfzehn fette Ochsen, eine Last Weizen, siebenhundert Ellen grünes Tuch, hundert Luisd'ors und dann noch für seine Mannschaft viel „dü Wäng“ (du vin) heischt der Franzose. „Min Herzenskinding“ ruft Amtshauptmann Weber, „seggen S' den Kirl, wi wull'n em brav . . .“

„„Halt!““ unterbricht ihn der Bürgermeister. „„Dat Wurt seggen Sei nich, dat ward hei in de letzte Tid up vele fläg all hürt hewwen, un hei kün't mögliche Wis' verstahn.““

Aber ein guter Gedanke kommt dem alten Reuter. Brandschatzen will der Franzmann. Wie wär' es, wenn der oberste Spitzbube der Chasseurs oder richtiger Marodeurs selber gebrandschatzt würde, und zwar auf seine Leistungsfähigkeit gegenüber einem echten deutschen Durste?

Er hatte ja viel „dü Wäng“ verlangt.

„„Ja rad' dortau, wi gewen em den „dü Wäng“, denn mag jo woll dat Anner in de Hor drögen.““

Darin gibt ihm der Amtshauptmann Recht. Er läßt durch Fritz Sahlmann, seinem Laufburschen, Pfeifenstopfer und Kopisten, von Mamsel Westphalen, der Beherrscherin von Küche, Keller und Speisekammer, Gläser und Wein (aber nicht vom besten!) besorgen; und weil es fürs Vaterland geht, so erniedrigen sich des Herzoglichen Amtes vornehmste Person und der Stadt erster Bürger, setzen sich mit dem Feinde zum Tschelage an den Tisch und thun nach Kräften Bescheid.

Noch bald erweist es sich, daß der Franzose einer von der Sorte ist, welche keinen Boden im Leibe hat. Ihre Lage wird eine verzackte.

„„Herr Amtshauptmann““, sagt nach einer Weile der Bürgermeister, „„de Kirl ward uns äwer; dat wir 'ne Gnad' von Gott, wenn hei uns up Stunns Einen schicken ded, de en gauden Magen un en fasten Kopp hett.““

Das Sprichwort: „Wenn die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am nächsten“ bewahrheitet sich auch hier im richtigen Augenblick.

Es erscheint nämlich in dieser hochnothpeinlichen Situation als rettender Engel Möller Doß von der Gielowschen Mühle. Er, der in seiner eigenen Herzensbedrängniß, in seiner Geldkalamität selbst Rath bei seinem Amtshauptmann sucht und vor einer Stunde ihn erst gefragt hat, ob er wegen des verfluchtigen „Prinzeß“ und wegen des drimal „distillirten“ Juden nicht „Panzerott spielen“ solle, Möller Doß muß die Mittelsperson sein und den gordischen Knoten lösen.

Und das thut er gern dem von ihm hochverehrten Herrn Amtshauptmann zu Liebe, der ihm ermunternd zuruft: „Möller, verzag' hei nich, ick ward't Em gedenken.“

Sogleich legt er sich „dwas“ davor und leistet, was ein biederer deutscher Mann im Zwillichzeug und im Müllerkittel unter sothanen Umständen nur immer fertig zu bringen vermag. Während die beiden Herren das Zimmer verlassen, um draußen die übrigen sechs Franzosen unter dem Beistande des Uhrmachers Droz, eines Neuschatellers und anständigen Bürgers in Stavenhagen, der noch aus früherer Zeit seine fransche Uniform und Bärenmütze aufbewahrt, auf schlaue Weise zu Paaren zu treiben, setzt sich Möller Doß mit seinem Partner zusammen und läßt sich's sauer werden. Ein Glas dü Wäng folgt dem anderen, Hieb auf Hieb und Stoß auf Stoß wird parirt, wird sekundirt, ein förmlicher Wettkampf im Trinken entbrennt, und hell klingen die Gläser aneinander. Dabei reden sie eine internationale Sprache, nämlich die Sprache des Herzens, und verstehen sich gegenseitig vortrefflich. Dieser sagt höflich: „A Wuh!“ (à vous), und Jener stößt darauf an und entgegnet mit schlauem Lächeln: „Na nu!“ Und bedankt sich der Chasseur mit dem Worte: „Serwitör!“, so thut der Müller einen tüchtigen Schluck und spricht: „Sett em vör de Dör!“ Also parliren Beide französisch und gehen wacker drauf los.

Bald ist der Abstand zwischen ihnen vergessen, die zwischen ihnen befindliche Kluft überbrückt. Des gestrengen Herrn Amtshauptmannes weißbaumwollene Schlafmütze schmückt den Kopf des Franzosen, und Möller Doß hat seinen Rock ausgezogen, sich den Säbel um den Bauch geschwallt und den Helm mit dem Köpfschweife aufgestülpt. Da gibt's keinen Franzosen und keinen Mecklenburger mehr. Die Herzen schlagen als Menschenherzen einander entgegen; in den Armen liegen sich Beide, und der Verbrüderungsfuß geht von Mund zu Munde.

Diese Scene hat der Maler auf bewunderungswürdige Art, naturalistisch wahr, komisch und poetisch zugleich, dargestellt. Besser lassen sich gar nicht des Dichters Worte illustriren, welche das weinselige Paar folgendermaßen schildern: „So würden sei denn nu ünner fründschafftlicher mit enanner; de Franzos' stek de blanke Plämp in de Scheid', un't wohrt nich lang', denn ruffelt sin swarte Snurrbort den ollen Möller unner de stuw' Näf' un de Möller smet em en Por ind't Gesicht, de säden man so „Stah!“ denn de oll Möller hadd en Mulgeschirr, as wir hei mit 'ne Worpshüpp upfött, und jedwerein von sin Küß güll gaud drei gadlich.“ —

Wir wissen aus Reuters Erzählung, wie der Verlauf weiter war. Die Kriegslist, welche nun einmal als Glaubenssatz bei der Kriegsführung gilt, hatte obgesiegt, der ehrliche Möller Doß vollauf seine Schuldigkeit gethan und nicht nur dem Herrn Amtshauptmann, sondern der Stadt und dem Lande den gefährlichen Marodeur auf gute Manier vom Halse geschafft. Denn dieser befand sich in einem Zustande, in welchem er sich selbst und seinen Gott nicht kannte: er war unzurechnungsfähig und wehrlos, war betrunken gemacht.

So ging es in der Franzosenzeit, in der Zeit des Korsikanischen Helden überhaupt her. Die uns vom Dichter voller Humor vorgeführte Episode ist lediglich ein kleines Genrebild, vielleicht auch eine feine Allegorie.

Germaniens Fürsten und deren Rathgeber, sogar die Besten unter ihnen, standen dem Kaiser Napoleon rath- und thatlos gegenüber. Mancher hatte sich an ihm die Zähne zerbissen, hatte sich in Scheu, an sich selbst verzagend, vor ihm zurückziehen müssen, und wußte nicht, was da werden sollte. Da erschien zu allerletzter Stunde im Einwandkittel, in der Zwillichjacke, von der Werkstatt und vom Pfluge, vom Schreibtisch und vom Arbeitspult als rettender Engel der alte, viel verkannte, oftmals ge- und zertretene deutsche Michel und that in seiner Herzenseinfalt und Treue, mit nie erlahmender, unverwüßlicher Ausdauer und Kraft das, woran die Klugheit und Weisheit der Großen längst verzweifeln wollte. Er legte sich „dwas“ davor, und es zeigte sich ein Volksthum, wie es schöner, erhebender, edler nicht zu denken. Der gewaltige Chasseur von Korsika hatte seinen Gegner gefunden, er wurde von ihm lahm gelegt, daß er endlich für immer genug bekam.

Das that der deutsche Michel, der Mann vom Pfluge, aus der Werkstatt, aus der Mühle.

Der Herr Amtshauptmann hatte, indem er den Artikel von der Kriegslist für sich in Anspruch nahm, mit fremdem Kalbe gepflügt und dadurch gewonnen Spiel. Die Fürsten pflügten zwar nicht mit fremden, aber doch mit einem Kalbe, welches bei vielen fast zu allen Zeiten nicht mehr als solches galt, und sie hatten ebenfalls gewonnen Spiel.

Was der Dichter uns hier im engen Rahmen eines kleinen Gemäldes bietet, ein Ereigniß, das sich gewissermaßen zwischen den vier Wänden des alten Amtschlosses zu „Stenhagen“ abwickelt, es ist en miniature ein Stück der allgemeinen und großen Weltgeschichte. Ein Volk vermeint das andere zu brandschätzen, bis es überlistet, überwunden wird; es folgt ein Friedensschluß mit entsprechender Verbrüderung, und der Mensch ist zum Menschen zurückgekehrt.

Mit sicherer Hand hat Reuter den Griffel geführt, da er seinen — wir dürfen wohl sagen — historischen Romann „Ut de Franzosentid“ schrieb, durchdrungen vom feurigsten Patriotismus. Begeisterung und Vaterlandsliebe, Heimatsgefühl und Deutschthum lassen ihn überall die richtigen, frischen Farben für seine Figuren finden.

Neben dem Amtshauptmann Weber und Möller Voß tritt noch besonders Rathsherr Herse in den Vordergrund. Die Verschwörung, welche derselbe anstiftet, seine Lösung „Die Rettung naht“, seine Parole „Wohl! wohl!“ sein Feldgeschrei „Vor!“ oder „Sur Swinfleisch“ — denn Letzteres versteht Mamsell Westphalen, die er befreien will, besser —, der Heroismus, womit er den unliebsamen Empfang seitens dieser altjüngferlichen Wirthschafterin erträgt, die in ihrer Herzensangst ihn wegen seines Dreimasters und rothen Uniformfragens für einen Franzosen hält und ihm ein paar Hände voll Torfasche in die Augen wirft, während die Magd fik Besserdich ihm mit einem stumpfen Besen übers Gesicht fährt —, sein Kriegsplan, welchen er dem Könige von Preußen vorschlagen möchte, seine Errichtung eines Schützenkorps, wie der Landsturm losbricht: — all diese ernst gemeinten und doch überaus komischen Tüze wirken zusammen und verschaffen dem patriotischen Rathsherrn Herse einen Platz unter den Helden aus dem Befreiungskriege.

„Dat is tau'm Lachen, seggen de negenklauken Herrn: ick segg, dat is tau'm Weinen, dat so 'ne Tid so selten in dütschen Landen wedder kümmt“.

So schrieb Fritz Reuter Anno 1859; ungefähr zehn Jahre später war eine solche Zeit von Neuem gekommen. Mit jugendlicher Begeisterung begrüßte er die Morgenröthe des deutschen Kaiserthums, die Einigkeit der deutschen Stämme und Städte, den Waffenthum der deutschen Streiter, wie sie über den Rhein zogen nach Frankreich hinein, den Korsikanischen Neffen zu züchtigen. Da mochte er wohl ausrufen: „Min dütsches Volk, verzag' nich, din Kaiser ward't di gedenken!“ Da spendete er für die Lieder zu Schutz und Cruz seine „lütte Gaw' för Dütschland“:

„Hann Jochen, heft' nich raupen hürt?
Kumm 'rut! uns' oll Herr König wir't;
Hei röppt uns all tau Strid un Kiv',
Den franzmann säl'n wi drang' tau Kiv.“

Un hei kümmt 'rute up de Strat:
„„Jek, Brauder, bin all lang' parat;
Wenn de uns röppt, denn kümmt Jedwedder.
Denn 'rup, up dat franzosen-Ledder!““

Un as dat Döörp entlang wi gahn,
Dunn seihn wi't ganze Döörp dor stahn,
Dunn drückt ein Jeder uns de Hand:
„Hurrah, Ji Weid', för't Vaderland!“

Un ganz vöran dor steiht 'ne Fru
Mit wittes Hor un Ogen tru,
De sött Hann Jochen ün un küßt;
„Du büßt min Lest, min Einzigst büßt.“

Wenn't äwer up den franzmann geiht,
Denn weg mit all de Trurigheit!
Sei heww'n hir stahlen, as de Rawen,
Sei heww'n min Ollern ehr Graww eins grawen.“ —

Un himmewarts, so in de Firm,
Dor steiht 'ne grote, ranke Dirn,
De ward de Ogen nedderisahn
Un heimlich wücht s' sück af de Thron. — —

Ich heww kein Kegel un kein Kind,
Min Öllern lang' all storben sünd,
Ich heww kein Brud, de üm mi klagt,
Ich heww kein Seel, de nah mi fragt.

Un doch würd'n mi de Ogen natt;
De einzigst fründ, den ich mal hatt,
Dat was Hann Jochen. „Hann Jochen! furt!
Wi heww'n hir vel tau lang' all lurt.“ —

„„Jawoll, dat is woll höchte Tid.
Na, denn lewt woll, Ji leiwten Eüd!““
Un an den Schulden geht hei 'ran:
„Schult, nehme hei sich min Mutter an.““

„Dat dauhn wi All“, röppt All'ns tausamen,
„Gew Gott, dat Ji taurügg eins kamen,
Taurügg ut desen heil'gen Krieg,
In helle Freud' un hellen Sieg!“

Solcher Geist herrschte auch 1815, als König Friedrich Wilhelm der Dritte sein treues Volk in Waffen zum Kampfe für Ehre und Unabhängigkeit wider den ersten französischen Cäsaren rief. Doch kurz vorher noch dienten deutsche Männer dem Erzfeinde; der Noth gehorchend, nicht dem eigenen Trieb. Mit welchen Gefühlen, das hat kaum ein Dichter eindringlicher und inniger ausgedrückt, als Fritz Reuter dies in seiner „Franzoesentid“ gethan, wie er uns näher mit dem Obersten von Toll bekannt macht.

Der alte Amtshauptmann erkennt in ihm den einzigen Sohn seines besten Universitätsfreundes Renatus von Toll aus Westfalen. „Jüngschen, Jüngschen!“ rep de oll Herr, „ich hadd Sei kennen müßt, wenn de verdammte französche Uniform . . . Ne, laten S' sin! Dat wull ich nich seggen“, sett't hei rasch hentau, as hei gewohr würd, dat den Obersten dat Bland in't Gesicht schot. „Seggen S' mal, Kindting, hett Ehr Vater noch de hellen, brunen Ogen? Ne, wat denn? Hett hei noch de krusen, brunen Hor? Ne, wat denn? — Ein prächtiger Mensch, mein Herzenskindting!“ säd hei tau min Mutting, „ein Mensch, dem unser Herrgott den Mann auf die Stirn geschriben hat!“ — De Oberst säd denn nu, de brunen Ogen wiren woll noch dor; äwer de brunen Hor wiren of all verblaßt. — „Woahr! woahr!“ säd de Herr Amtshauptmann, „dat möt woll so sin. — Awer nu, min Herzenskindting, nu kamen S' mit mi nah dat Sloh heruppe un bliwen S' 'ne Tid-lang bi mi. Weiß Gott, dit is dat irstemal, dat ich en französchen Offezier inlad', bi mi tau bliwen. Awer Sei sünd jo eigentlich kein französche Offezier, Sei sünd jo en Düttscher. Der Sohn von Renatus von Toll kann nur ein braver Deutscher sein, min Herzenskindting, ne, wat denn?“

Was weiter im Gefolge war, dessen erinnern wir uns; wir erinnern uns auch all der lieben Gestalten vom Uhrmacher Droz, dem Neuschäteller, angefangen, der immer noch so gern von „la granz Nation“ und „lö granz Amperör“ redet, bis hinunter zu Fritz Sahlmann, dem jugendlichen Schwerenöther.

Beide haben in Stavenhagen gelebt, wie überhaupt die meisten, hier geschilderten Persönlichkeiten Portraits sind, welche dem Dichter, der allerdings zur Franzosenzeit erst ein ganz kleiner Junge war, als Verwandte und Bekannte nahe standen. Das gilt besonders von seinem Pather, dem Herrn Amtshauptmann, und von dessen Frau, das gilt ferner von

Mamsell Westphalen und der Magd fik Besserdich, vom Senator Herse, Bäcker Witt, Stadtdiener Luth. Figuren, halb der Wirklichkeit entnommen, halb der Phantasie entsprungen, sind der biedere Müller Voß, dessen Name eigentlich Hase lautete, der originelle Müllerknecht Friedrich Schult, dessen Urbild Faktotum im Reuterschen Hause gewesen ist, sowie der französische Oberst. Ein Generalmajor von Toll war Festungskommandant in Graudenz, aus Westphalen gebürtig, unter dem Kaiser Napoleon Offizier. Dieser humane Mann hatte dem gefangenen Studenten große Nachsicht bewiesen und manche Erleichterung in seiner traurigen Lage verschafft, und zum Dank dafür verewigte ihn der freie Poet, indem er ihn als das Muster eines edlen und chevaleresken Soldaten hinstellte.

Wenn Fritz Reuter im Verlaufe seiner Erzählung seinem wackeren Vater, seiner kranken Mutter ein Ehrendenkmal setzt, wenn er in fikem Voß, des Müllers Tochter, einen Frauencharakter zeichnet, daß selbst Amtshauptmann Weber seinen Glaubenssatz: „Jungs sünd beter as Dirns; Dirns sünd mi tau quarig“ über Bord wirft, dann können wir in der Erzählung „Ut de Franzosentid“ nicht blos einen Schriftsteller bewundern, welcher mit historischer Treue eine große, denkwürdige Zeit lebenswahr schildert, sondern auch einen braven Sohn und einen Dichter, der in der schönen Seele eines Mädchens zu lesen und die reinsten, rührendsten Züge uns menschlich nahe zu rücken weiß.

Min Herzenskinding, ne, wat denn?





Bräsig, Lining un Mining.





Ut mine Stromtid.

Bräutig. Lining un Mining.

Ut mine Stromtid. Welch unwiderstehlicher Zauber liegt in diesen drei Worten für tausend und aber tausend, was sage ich? für Millionen Herzen! Wer hat dieses Muster- und Meisterstück aller Dorfgeschichten, die je geschrieben worden sind, nicht gelesen, sich nicht daran in innerster Seele erfrischt, geweint und gelacht zu gleicher Zeit? für Gesunde die köstlichste Lektüre, Arznei für Kranke und Betrübte, neben Bibel und Katechismus das beste Hausbuch für jede Familie.

Ich weiß Fälle, wo Personen auf dem Krankenlager ihre Körperschmerzen für den Augenblick darüber vergaßen, wo von harten Schicksalsschlägen Getroffene sich daran aufrichteten, von Neuem Muth faßten und Trost schöpften; und ich habe selbst einmal auf einem pommerschen Bauerhose nur vier gedruckte Bücher vorgefunden: die heilige Schrift, den Lutherischen Katechismus, das Gesangbuch und Reuters „Stromtid“. Doch, daß ich nicht lüge, ein Kalender lag auch noch dabei auf dem Schapp.

Mit der „Stromtid“ hat unser Dichter seinen europäischen Ruhm besiegelt, seinen Namen nicht bloß im Inlande, sondern auch im Auslande unsterblich gemacht. Glückliche zu preisen sind wir, seine Zeitgenossen, glücklich zu preisen Alle, welche nach uns kommen; denn wir und sie können diese deutscheste Erzählung, die unsere Litteratur aufweist, genießen. Goethe würde sicherlich bei seiner offen bekundeten Liebe für das Plattdeutsche, bei seinem

vollen Verständniß für das Volksleben dies Werk mit Freude begrüßt haben. Und ob Jakob Grimm, der Reuters schriftstellerische Anfänge mit lebhaftem Interesse verfolgte, wohl je einen solchen großartigen Aufschwung desselben geahnt haben mag?

Im Jahre 1862 erschien der erste, noch in Neubrandenburg abgefaßte Theil. In Eisenach 1865 und 1867 sind die beiden anderen Theile geschrieben oder richtiger vollendet. Das ganze Werk bildet den dritten, vierten und fünften Band der ollen Kamellen.

Ersonnen ist der Roman aber schon viel früher, kurz nach der Entlassung unseres Freundes aus der Festung Dömitz, da er als „Strom“ und Oekonom auf dem platten Lande bald auf diesem, bald auf jenem Gute, wirthschaftete, noch vor seiner Verheirathung. Und nicht nur erdacht, sondern auch zu Papier gebracht in größtentheils hochdeutscher Sprache. Diese Urform ist später bei Seite gelegt, während das Sujet selber im Kopfe des Dichters mehr und mehr reifte und schließlich jene Gestalt annahm, wie sie uns nun abgeschlossen vorliegt.

Vor allem fehlt in der Urgeschichte ein Charakterkopf, welcher erst im Laufe der Jahre geschaffen wurde: Zacharias Bräsig. Diese unvergleichliche Persönlichkeit tritt bereits in den „Briefen des immerirten Entspeker“ auf, spaßig und witzig, dann im „Schurr-Murr“, gemüth- und humorvoller, endlich in der „Stromtid“ in hellster Glorie. An diesem Charakter hat Reuter herumgefickt, bis er eine Figur zu Stande brachte, die auf Klassicität den begründetsten Anspruch erheben darf.

„Bräsig, das glaub' ich, kann mich noch einmal berühmt machen“, so äußerte Reuter selbst voll Bescheidenheit, da er schon längst ein berühmter Mann war.

Mit hingebender Liebe schmückte er seinen Lieblingshelden mit Allem, was seine Phantasie, sein Humor, sein Herz Originelles, Draftisches, Gutes ausfindig zu machen wußten. In seinen sämtlichen Schriften bekundet sich ein großes Talent, in der Schöpfung Bräsigs Genie. Und nicht nur in der Schöpfung der Person, auch der Sprache. Denn hier wird das Messingsch oder Missingsch, jenes erheiternde Gemengsel von Hoch und Platt, mit unnachahmlicher, unübertrefflicher Meisterschaft gehandhabt. Litteraturfähig gemacht hatte der Dichter es schon durch die Figur des Schulmeisters Suhr in „De Reif nah Belligen“ und in „Hanne Nüte“.

Merkwürdig ist nun die Entdeckung, daß bereits in der Urgestalt der „Stromtid“ ein Messingsch redender, namenloser Präzeptor vorkommt, welcher von Haus aus Schneider und dann bei der Herrschaft auf dem Schlosse Bedienter war, bis er die Kammerzose der gnädigen Frau heirathet und zum Lohne dafür die Dorfjugend unterrichten darf.

Wir sehen also, wie Reuter gleich von Anfang an die Empfindung hatte, daß eine mit diesem seltsamen, amüsanten Sprachgemisch behaftete Persönlichkeit in der Litteratur Aufsehen erregen müsse. Darum versucht er in seinem bis jetzt ungedruckt gebliebenen Erstlingswerk eine solche Figur anzulegen mit flüchtigen, aber flotten und festen Strichen. Nachdem ihm der erste Ansatz geglückt ist, das Portrait Leben und Farbe gewonnen hat, verliebt er sich förmlich darin und führt das Abbild eines mecklenburgischen Dorfschulmeisterleins und Küsters bis ins Kleinste getreu weiter aus, halb nach der Wirklichkeit, nach dem nun verstorbenen Küster Suhr in Jabel bei Malchow, halb nach Dutzenden von Mustern, wie sie damals in seiner Heimat begäng waren. Als er so seinen Suhr geschaffen hatte, da kribbelte und prickelte es ihm in den Fingern, eine ähnliche, noch wirksamere, noch mehr allgemein fesselnde Gestalt aus dem Landleben zu entwerfen, und siehe da! Entspeker Zacharias Bräsig entstand, aus kleinen Anfängen nach und nach zu einer Kolossalstatue emporwachsend. Die interessanten Absonderlichkeiten, das ganze Gebahren, die witzige Redeweise verschiedener Wirthschafter auf den Begüterungen vereinte der scharfe

Beobachter auf seinen Bräsig, wie er uns schon in den „Briefen“ und im „Schurr Murr“ entgegentritt, und nachdem die äußeren Umrisse, das Gerippe gleichsam, Fleisch und Knochen angefezt hatten, bekleidete und begabte sie der Poet immer mehr mit all jenen Vorzügen der Seele und des Charakters. fertig steht sein Held vor uns in der „Stromtid“, ein lebendiges Beispiel deutscher Biederkeit, Fröhlichkeit, Lauterkeit in Worten und in Thaten, ein Prachtmensch so rein und edel, so treu und aufopfernd, so launig und urkomisch, daß unsere Herzen ihm entgegen schlugen, ihm, dem Allerweltsonkel.

Ja, Allerweltsonkel ist er geworden. Wir haben sammt und sonders ein Anrecht auf ihn, er ist uns theuer und werth wie ein lieber Verwandter, ein braver Kamerad. Wenn das aber schon uns, den Lesern, so ergeht, was Wunder, wenn sein Korl Hawermann, seine fru Nüßlern, seine Pädings Eining und Mining und wie die Personen des Romans alle heißen, ihn jedesmal mit Liebe und Verehrung begrüßen, so bald er sich blicken läßt! Er ist ja ihr guter Genius, der Schutzgeist seiner ganzen Umgebung. Wie ein Vater sorgt er für das Wohlergehen eines Jeden auf wahrhaft rührende Weise, im Großen wie im Kleinen, bei Vornehm und Gering.

Da steht er vor uns: en lütten Mann mit en rödlich Gesicht un 'ne recht staatsche rode Näs', de hei wat in de Luft höll; up den Kopp hadd hei 'ne virtimpige Mütz, vör mit 'ne Troddel, äwer 'ne eigentliche Kalür hadd sei nich; up den Eiw' hadd hei en grisen, linnen Kittel mit lange Slippen, un sine korten Beinings, de hellschen utwärts stummen un so leten, as wiren sei in dat lange Babenliw verführt inschrawen worden, steken in 'ne korte, blagstripige Drellhof' un in lange Stäweln mit gele Stulpen. Hei was grad' nich vüllig; äwer mager was hei of nich, un Einer kunn seihn, dat hei all anfang sick en lütten Buß stahn tau laten.

Sein ganzes Wesen drückt aus, was sein Name besagt; Behäbigkeit, nicht allein der Erscheinung, dem äußeren Menschen nach, sondern auch seelisch, dem Charakter, der Individualität nach, in Gesinnung und Gesittung. Wie der Dichter ihm das klassische messingsche Diktum in den Mund legt: „Korl, laß, wir können uns ja damit behaben!“ so repräsentirt er dies Behaben, dies sich Geben auch hier auf unserem Bilde.

Kritiker oder besser Kritikaster haben behauptet, diese Bräsig-Figur sei ein Mißgriff Reuters, das Messingsch, welches er spricht, habe keine Berechtigung in der Litteratur, der Poet habe damit eine Zwittergestalt, ein Unding geschaffen. O diese Kurzsichtigen! Sie täuschen sich selbst und beweisen höchstens, daß sie absolut kein Verständniß für unser Volksleben Niedersachsens besitzen. Das deutsche Volk hat denn auch ein anderes Urtheil gefällt, und hier heißt es: vox populi, vox dei. Ja, es war die Stimme eines gottbegnadeten Schriftstellers, welcher uns diesen Allerweltsonkel schenkte, der sich im Beginn der siebziger Jahre noch als Waisenknabe in seiner Herzenseinfalt, in seiner durch Nichts zu beirrenden Naivetät fühlen konnte. Nur ein Dichter wie Reuter, ein Mann, welcher es verstand, aus dem Urquell, dem Jungbrunnen unseres gesammten Lebens, aus dem Volke heraus, seine Typen zu greifen, war dazu befähigt, uns eine Person vor Augen zu zaubern wie den emeritirten Entspekter! Bräsig ist und wird bleiben, voll von Lebenskraft, strotzend von echter Genialität, nach allen Seiten herzerwärmend und herzstärkend.

Wie schon erwähnt, entspricht sein Aeußeres dem inneren Menschen. Sein Schöpfer verleiht ihm eine Konstitution, welcher nicht der humoristische Unhauch fehlt: kurze Beine scheinen in den langen Oberkörper verkehrt eingeschoben. — Aber wenn er auch gewissermaßen verkehrt „uppedd“, wir sehen sofort, daß er überall auf der rechten

Stelle steht; und wenn auch Merkmale, die uns außergewöhnlich dünken, sich in seinem Behaben zeigen, so ist damit blos gesagt, daß er eben ein ganz außergewöhnlicher Mensch.

Ja, auf Bräutig haben wir ein Recht, stolz zu sein. Keine Nation besitzt eine gleiche oder auch nur ähnliche Figur in ihrer Litteratur. Dagegen verblaffen sogar Gestalten wie John Falstaff, Sam Weller, Sancho Pansa, Diederich Knickerbocker, Rip van Winkle, Schabod Crane und andere berühmte komische Originale.

Unser Bild zeigt in traulicher Gemeinschaft Alter und Kindheit, das gereifte Mannesalter — eine Welt voll Erfahrung, eine Welt voll Entfagung, voll der schwersten Entfagung, nämlich der des Herzens — und ein aufblühendes liebliches Schwesternpaar. Es sind Eining un Mining Nüßlers un segen listerwelt ut mit ehre roden Backen un ehre gelen Hor, as en por lütte Druwäppel, de an einen Twig wüssen wiren; un dat wiren sei of, denn sei wiren en por lütte Twäschen, un wer nich wüßt, dat Eining nich Mining was, un Mining nich Eining, de würd all sin Dag' nich ut ehr klauk, denn up ehr Gesicht stumm ehr Nam' nich schrewen, un wenn Nutting sei nich mit en bunten Band an den Arm teikent hadd, wiren grote Verweßlungen vörkamen; un Dattung, Jochen Nüßler, let sik dat of hüt noch nich afftriden: Eining wir eigentlich Mining, un Mining Eining, sei wiren glik in ehren lütten Lewensanfang utschutert worden. Upstumm's hadd dat nu wider keine Noth, denn nu hadd Nutting Eining en blaven Band in de lütten Zwißfen von Horflechten inlezzt un Mining en roden; un wenn Einer blot en beten dorup regardiren wull, denn kunn hei dütklich seihn, dat Jochen Nüßler Unrecht hadd, denn Eining was 'ne halwe Stumm' öller as Mining; un obichonst de Unnerscheid man gering was, de Jstzgeburt mahte sik doch apenbor, un Eining meisterte all recht bedächtig an Mining 'rümmer; äwer sei tröstte ehr lütt Schwester of, wenn sei in Led was.

Das sind also die Zwillinge Eichen und Minchen, „wecke eigentlich sin wesen müßten,“ nämlich Bräutig; dem Frau Nüßler ist seine Jugendliebe, um ihretwillen bleibt er Junggeselle, trotzdem er früher wohl „drei Brautens auf einmal“ hatte.

„Kif, Eining“, säd Mining, „dor steiht Großvatting sin Pük.“ — Sei kunn mit de ‚R‘ noch nich taurecht kamen. — „Du seggst jo ümmer ‚Pük‘, Du mößt ‚Pük‘ seggen,“ säd Eining — denn sei kunn of noch nich mit de ‚R‘ farig warden, äwer sei was doch de Öllst un müßt ehr lütt Schwester doch en beten up den rechten Weg wisen.

„Pük!“ Damit sind die zwei kleinen Wesen ein für allemal gezeichnet und zugleich uns so ins Herz geschrieben, daß wir diese unsere Lieblinge gar nicht wieder daraus verlieren können. Nachdem wir schließlich ihre ganze Jugendzeit mit ihnen durchlebt und Beide glücklich in den Hafen einer nur Gutes verheißenden Ehe haben einlaufen sehen, nehmen wir mit aufrichtigen Segenswünschen von ihnen Abschied.

Noch indessen sind sie klein, wenige Jahre alt. —

Thut man ins Leben kaum den ersten Schritt,
Bringt man als Kind schon eine Thräne mit.

Eining und Mining haben kaum die ersten Schritte gethan, und schon tritt das uns Alle umschwebende Verhängniß oder Schicksal an sie heran. Zunächst freilich nur in Gestalt von Großvaters Perücke und Großmutter's Staats- und Sonntagshäube. In unseren Augen ist's vielleicht nicht viel, was da vorliegt, in den Augen der Kleinen aber sehr viel. Der Trieb des Herzens, die Freude am Verbotenen, die Lust zur Uebertretung des Gesetzes, wie einst bei unserer Urahne, unseres Urvaters Ehegespons Eva, hat auch sie etwas vollbringen lassen, von dem ihr kleines, puckerndes Herz unter dem Brustflaß

sagt, sie hätten's nicht thun sollen. Sie haben sich an der Großeltern Kopfschmuck vergriffen, sich ihn aufgesetzt, vergnügt herumgetanzt und dabei den „Schillingspott“ aus der Hand fallen lassen, daß er klirrend auf der Erde zerbricht. Die That ist geschehen, wie weiland der Apfelbiß im Garten Eden; Furcht in der Seele der ersten Paradiesbewohner — heiliges Entsetzen in den Gemüthern der beiden Mädchen. Jene kamen zur Erkenntniß und wurden ihre Nacktheit gewahr, Diese gerathen in Angst und Schrecken, ihnen könne sonst was passiren. Bei jenen folgte auf die Erkenntniß Reue, die Reue ließ sie Scham empfinden, sie suchten sich zu kleiden und so das Vorgefallene gewissermaßen zu verdecken. Unsere Kleinen gehen gleichsam denselben Weg: es muß wieder gut gemacht werden, nach ihrer Meinung; sie wollen zum Allerweltsmacher eines mecklenburgischen Rittergutes, zum Rademacher.

Da erscheint ihnen als Tröster in der Noth Onkel Bräsig.

Us de Herr Entspekter ehren Uptog kund würd, stunn hei still un tröck de gelen buschigen Ogenbranen so hoch, dat sei ganz unner dat Schut von de timpige Mütz tau sitten kenen, as wiren dese Ogenfrangen dat Schönste in sin ganzes Gesicht un müßten vör allen Dingen bi so 'ne gefährliche Sak, as hei hir tau seihn kreg, irst in Sekerheit bröckht warden. „Gott du bewohr uns!“ rep hei, „wo seht Ihr aus? — Was macht Ihr for Mowemangs! — Wo? Ihr habt ja woll die beiden ollen Großherrn ihren ganzen Sünddag'schen Zierrath auf den Kopp?“ — De beiden lütten Dirns leten sik ganz gedüllig den Zierrath afnehmen un wisten de Schören von den intweiligen Pott un säden, de Rad'maker süll em wedder heil maken. — „Wo?“ säd de Herr Entspekter Bräsig — „wo kann so 'ne Dummheit in der Welt affistiren! — Eining, Du büst doch de Öllst, ich hätte Dir for verständiger tarirt; un, Mining, laß das Weinen man sin, Du büst mein lütt Pädung, ich geb' Dich zum Sommermark einen neuen Pott. Übersten nu, Allong mit Euch! in die Stube.“ Un so drew hei de lütten Gören vör sik hen un folgte, in de ein' Hand de Prük, in de anner de Huw', achter her.

In der Stube nun — sie ist leer, denn Nüßlers und die Leute sind auf dem Felde, um das Heu einzufahren — besieht sich Bräsig den Schaden genauer. „Daß Du die Nas' ins Gesicht behälst! Eining, wo hast Du ihr zugericht't! — 'Ne richtige Fassong ist ja gar keine Menschen-Möglichkeit mehr. — Na, ich muß mir mal besinnen, wo die Ollsch des Sünddag's-Nahmiddag's aussehen thut.“ Dann macht sich der alte brave Onkel daran, im Schweiß seines Angesichtes mit Zwirnsfaden und Auspolsterung von Hede die Haube wieder einigermaßen in eine schickliche Verfassung zu bringen.

Die Kleinen sind beruhigt, ihre Augen lachen von Neuem in Glückseligkeit. Alles Ungemach ist hinter ihnen und ihr Herzensparadies liegt wieder ungetrübt da.

O diese Tage der kindlichen Unschuld! Wer möchte sie nicht zurück erschnen, um noch einmal ganz zu kosten, was Freude, was Unschuld ist?

Ein Dichter, welcher derart in die Seele des Kindes — der Kinder — sich hineinversenken konnte, mußte selbst das reinste, kindlichste Gemüth haben, sonst hätte er diese Scene uns nicht so wahrhaft herzerquickend vor Augen zaubern können.

„Rangdewuh“.

Zwischen dem eben geschilderten ernst-heitern Vorfalle und zwischen einem nicht minder tragikomischen liegen ungefähr fünfzehn Jahre. Was hat sich nicht Alles während dieser Zeit zugetragen! Wir müssen ein wenig weit ausholen, um des Künstlers Bild „Das Rangdewuh“ voll und ganz zu verstehen. Diejenige Person, um welche sich's hier eigentlich handelt, bleibt dem Beschauer verborgen, Luise Hawermann.

Als Bräsig glaubt, der Großeltern Kopfbedeckungen einigermaßen wieder in Ordnung gebracht zu haben, — die beiden Alten bemerken jedoch den Schaden und gerathen in Wuth trotz des Flehens der Kleinen: „Nüch wedder dauhn! Nüch wedder dauhn!“ — da tritt, auf dem Arme sein Töchterchen, Karl Hawermann in die Stube. Er ist der Bruder von Madame Nüßler und Bräsigs bester Jugendfreund. Zacharias begrüßt seinen Korl, aber des Ersteren Freude über das unvermuthete Wiedersehen verwandelt sich gar bald in Trauer und tiefgefühltes Mitleid, als er des Letzteren namenloses Unglück vernimmt.

Welcher Leser von Reuters „Stromtid“ hat nicht die ergreifende Leidensgeschichte des wackeren Hawermann im Gedächtniß? Unvergesslich bleibt Jedem der erschütternde Moment, da Jener die Todtenwacht hält, während draußen Auktion über sein irdisch Hab und Gut stattfindet. Ja, in den Sarg gelegt hat er sein Weib, und hat er es auch nur einfach betten können, so hat er's doch schön gebettet, denn er hat seine Liebe mit hineingelegt, die Liebe eines treuen, eines ehrlichen und edlen Mannes. Zehn Jahre hatte er die nun Entschlafene im Herzen getragen, hatte er für sie gehofft und gewünscht; dann wurde sie vor Gott und der Welt sein eigen, seines Lebens Höhepunkt schien erreicht. Jetzt galt es für ihn, sich darauf zu halten, galt es für ihn, als Pächter rechtschaffen dazustehen. Er arbeitete und wirkte mit Fleiß und mit ganzer Kraft, von Morgens früh bis Abends spät, als Erster und Letzter auf dem Platze. Dann stieg seine Freude noch. Seine Frau schenkte ihm ein Töchterchen, ihr Ebenbild, die sich später so herrlich entfaltende Luise. Aber es kam Alles anders, als er gedacht. Eine lange Krankheit warf seine Lebensgefährtin darnieder, und der unerbittliche Tod riß sie von seiner Seite. Mißwachs und schlechte Zeiten ließen ihn zum ersten Male den Pachtzins nicht bezahlen, und der hart-herzige Besitzer trieb ihn zum gerichtlichen Bankerott. Diese Schläge trafen ihn auf einmal. Derweilen auf dem Hofe die Stimme des Auktionators ertönt und ein Stück seines mühsam angeschafften Hausraths nach dem anderen unterm Hammer fortgeht in fremde Hände, sitzt der Wittwer am Sarge, darin sein Ein und Alles ruht. Er sitzt da einsam und verlassen, sein Töchterchen, das noch nicht fühlt, was sich hier begiebt, im Arme. Er sieht keine Zukunft vor sich, er weiß nicht, was aus ihm werden soll, aber seine Gedanken gelten nur ihr, der für Gatte und Kind zu früh Gestorbenen. Er kann nicht mehr in ihren Augen lesen, kann sie nicht mehr an seine Brust drücken, wie er's so oft gethan, und so preßt er denn das Pfand ihrer Liebe, das theure Vermächtniß, fester an sein Vaterherz. Die Kleine streckt ihre Händchen aus nach der Mutter, wie sie's gewohnt war, und als wenn sie eine Ahnung von dem traurigen Vorgange bekommt, spricht sie in kindlicher Einfalt die ihm durch Mark und Bein schneidenden Worte: „Mutting — puh!“ Was mag er empfunden haben, wie er mit Thränen in den Augen antwortet: „Ja,



„Rangdemuth“.



Mutting friert!“ — In der Morgenfrühe hat er sie beerdigt und sich dann aufgemacht nach der Pachtung seiner Schwester — acht Meilen Weges an der mecklenburg-pommerschen Grenze —, um dort oder anderwärts Unterkunft für sein Töchterlein zu suchen und für sich selbst einen neuen Wirkungskreis, damit Arbeit den Schmerz mit der Zeit lindere, wenn auch die Liebe zu der Abgeschiedenen unvergänglich in seiner Seele fortlebt und nimmer erlöschet.

In Bräsig nun erscheint ihm, dem schwer Geprüften, der gute Engel. Sein Herr Kammerath von Rambow auf Pümpelhagen braucht just einen Verwalter, und wer ist wohl für einen solchen Posten geeigneter als Hawermann? Luise, das kleine holde Geschöpf, findet durch seine Vermittelung in der Nähe Aufnahme bei den prächtigen, kinderlosen Pastorsleuten Behrens zu Gürlitz.

Jahre fliegen dahin. Hawermanns Stolz und Freude ist die zur minniglichen Jungfrau gar schön aufblühende Tochter.

Minniglich! — Diese Beobachtung haben auch noch Andere gemacht als der Vater, vor Allem Fritz Triddelsitz, der Volontair auf dem Gute. Er hat zwar schon einmal geliebt, nämlich die schier dreißig Jahre alte Wirthschafterin Marie Müller, doch lediglich aus praktischen Rücksichten für seinen Magen, wegen der Würste, Schinken und Spitzgänse. Dieser Speisekammer-Leidenschaft entsagt er freiwillig, als er Fräulein Luise, das Pflegekind seiner Pastortante — denn Frau Pastorin Behrens ist die Schwester seiner Mutter —, die einzige Tochter seines verehrten Prinzipals, kennen lernt. Und somit ist sie wohl als seine erste Liebe zu betrachten.

Fritz Triddelsitz, Du fandest keine Erhörnung, jedoch dafür Unsterblichkeit! Du hättest zweifelsohne erstere vorgezogen. „Obersten schad't ihm nich,“ um mit Bräsig zu reden.

Fritz Triddelsitz! Unwillkürlich empfinden wir bei diesem Namen schon an und für sich ein eigenthümliches, fast möchte ich sagen: kitschliches Behagen. Es läßt sich ja nicht verkennen, daß mancher Eigenname dem Träger oder Besitzer desselben ein charakteristisches Merkmal verleiht; sind doch gewiß viele Geschlechts- und Familiennamen von solchen Eigenheiten, welche dem „Stammhölzer“ anhafteten, herzuleiten. Triddelsitz ist offenbar wendischen Ursprungs; aber für unser deutsches, besonders niederdeutsches Ohr und Sprachgefühl hat er gleichsam etwas Prickelndes. Wir alliteriren: Triddel — Troddel, sitzen — fassen, Eitzen — Eätzen, und der Windhund steht in leibhaftiger Gestalt vor unseren Augen. Das ist er denn auch. In diesem, ihm von Bräsig beigelegten Epitheton sind all seine Eigenschaften und Sonderlichkeiten, welche der Dichter ihm zu geben für gut befand, zusammengefaßt.

Windhund! Ein „Hans vor allen Hagen“, ein Sausewind und Tausendsassa, unentwickelt, erst ein werdender, der indeß schon gern etwas sein möchte, in seinen unklaren Vorstellungen, in seinen undefinirbaren Ahnungen von dem, was das Leben ihm bringen soll und wird, der Wirklichkeit nicht bloß um eine Nasenlänge, nein, um mindestens drei Pferdelängen voraus.

So kann es nicht ausbleiben, daß er bei seiner Umgebung überall Anstoß erregt, über die Achsel angesehen und als grüner Junge behandelt wird. Wäre er als Mädchen zur Welt gekommen, so wäre er mit zwölf Jahren höchst wahrscheinlich schon ein allerliebster Backfisch gewesen, hätte mit dreizehn Jahren die ersten Herzensregungen verspürt, um sich mit vierzehn Jahren sterblich zu verlieben, hätte mit fünfzehn allen Ernstes daran gedacht, sich glücklich zu verheirathen, und wäre, wenn er mit sechszehn Jahren Hymens Fesseln noch nicht hätte tragen dürfen, zum Welt- und Männerverächter geworden. — So,

wie die Sache nun aber für ihn lag, hatte er mit anderen Faktoren zu rechnen. Das that er denn auch, jedoch nicht mit denjenigen, welche ihm zunächst als zu lösendes Rechenexempel vor Augen gestellt waren.

Verliebt, vorab in sich selbst, richtiger vernarrt in sich, unreif nach links und rechts, ein Jüngling, dem Bescheidenheit, zurückhaltendes Wesen, Studium des Lebens, der Zustände und Verhältnisse geziemt hätte, um sich darnach zu bilden, sich selbst zu regeln und erst zum Manne heranzuwachsen, ist er nach seiner eigenen Ueberzeugung bereits nach allen Seiten hin fertig und vollendet, der Typus gewissermaßen unserer modernen Jugend, die nicht früh genug alt werden kann, um, wenn sie wirklich alt wird, nur noch blasirt zu sein.

In ihm steckte glücklicher Weise bei all seiner Windhündigkeit ein edlerer Kern, ein gesunder Fonds. Zunächst kam der bloß noch nicht zum Durchbruch, er hatte erst viele Wandelungen durchzumachen, auch die des Herzens.

Luisa Hawermann, dieser unser Augapfel und Liebling, ist auch ihm etwas mehr geworden, als nur eine Bekannte im Pfarrhause zu Gürlitz. Ihr huldigt er, und seine Huldigungen will er ihr zu Füßen legen.

Daß er Eindruck auf jedes junge Mädchenherz machen muß, steht bei ihm bombenfest. Er hat ja ein glattes Gesicht, flachsblondes, lockiges Haar, eine schlanke Figur, eine Fuchsstute und glänzende Garderobe. Wie gut kleiden ihn der grüne Jagdschnipfel, die weißledernen Hosen, die Stulpenstiefel mit gelben Stulpen und Anschnallsporen! Uemmer nosel! Seine Mutter, die Frau Apotheker Triddelsitz zu Rahnsädt, gab ihrem einzigen Söhnchen eine förmliche Ausstattung mit, dat hei en Eihrling, en Kaffschriwer, en Reiseschriwer, en Entspekter, en Pächter un adlichen Gautsbesitzer vörstellen kunn, jenahdem dat von em verlangt würd, oder jenahdem em de Lust ankem, so oder so Landmann tau spielen. Dor wiren Wicksstäweln, dor wiren Smerstäweln, dor wiren Keimenstäweln, dor wiren Stulpstäweln un Krempstäweln; dor wiren Morgenschauh un Dansschauh un Randschau; dor wiren Uewerknöplamaschen un Ridkamaschen un annere Kamaschen; dor wiren Eiwrock un linnene Kittel und lakensche Röck un flauschröck; dor wiren Uewertreckter un Unnertreckjacken un Regenröck, von de verschiedentlichen Orten von lange un korte Hosen gor nich tau reden.

Vor allen Dingen: er war siebenzehn Jahr! Mußte nicht Marie Müller sich sterblich in ihn verlieben? Wie leicht wurde dem reizenden Adonis der Sieg über dies dreißigjährige Herz!

Jetzt aber galt es, eine neue, interessantere Eroberung zu machen.

Er kennt das Sprichwort: Wer die Tochter haben will, halt' es mit der Mutter.

In Ermangelung der Mutter bemüht er sich um die Gunst des Vaters. Ihn, den alten Hawermann, verehrt er wie einen Sohn, weil er ihm das Urbild seiner Jünglingsträume geboren hat, wie er sich schwärmerisch ausdrückt. Und noch mehr, er bittet: Lassen Sie mich dieses graue Haar mit dem Wunsche betrachten, auch einmal so grau zu werden! Ja, würdiger Greis, dieses Grau eröffnet mir die rosige Aussicht, auch einmal glücklicher Vater zu werden. Ihr Sohn möchte ich sein, Herr Hawermann, Sie auf meinen Händen tragen, Sie pflegen, als ob Sie meine Mutter wären, Sie lieben wie meine Tochter, und Sie an meinen Busen drücken wie ein Kind vor dem ersten Zahn. O mein Vater, mein Schwiegervater! —

Als Hawermann nach diesem seltsamen Gefühlserguß seines Volontairs ausruft: „Triddelsitz! Sie sind ein Narr!“ da jubelt der gute Junge, wie er allein ist: Narr hat

er gesagt — nicht barsch, nein, lächelnd und liebevoll und sogar hochdeutsch, was bei ihm für den Ausdruck unverkennbarer Hochachtung gilt. Hurrah! Ihn hab' ich mir erobert!

Aber eine gefährliche Gegnerin seiner Liebe erwächst ihm ganz unvermuthet in seiner eigenen Tante, der kleinen, energischen Frau Pastorin Behrens. Wie er's ihr zu bunt macht, bei einem Besuche in Gürlitz, setzt sie ihn einfach an die Luft. Das weckt seinen Muth, nährt seine eingebilddete Leidenschaft: Ich lache über meine Tante! und über Marie Müller erst recht; Luise ist ein Engel! Mein muß sie werden! Meine Verwandten begünstigen unsere Liebe nicht, das ist klar. — Bong! Ohne Kampf wird keine Luise gewonnen.

Ein Verliebter weiß Mittel und Wege zu ersinnen, um mit seinem angebeteten Gegenstande zusammenzukommen. Vollends Fritz Triddelsitz! Er erinnert sich im richtigen Augenblicke, daß er dichterisches Talent besitzt. Poesie wird Luisens Herz rühren. Wie Beide sich an einem der nächsten Tage auf einem Spaziergange treffen, steckt er ihr ein Gedicht in die Hand und stürzt schleunigst davon. Sie aber scheint ihn nicht zu verstehen, versteht ihn wirklich nicht, weil sie ihn nicht liebt.

Triddelsitz lauert auf Antwort. Er hatte das Eis gebrochen, er hatte geredet, nun war die Reihe an ihr.

Awer, dor hadd 'ne Uhl seten!

„Sei is in so 'ne Saken woll noch nich bewandt“, tröstet er sich. „Jk möt ehr woll de Weg' wisen.“ So schreibt er — bei der hahnebüchernen Hitze in Hemdärmeln — an die Bewußte und schlägt ihr ein Rendezvous vor: Taschentücher-Wehen von der Gürlitzer Seite bedeutet Anwesenheit und Wunsch der Sehnsucht; mein Zeichen hingegen ist ein dreimaliger Pfiff auf der Krücke meines Handstockes. Rangdewuh: der große Wassergraben rechts von der Brücke.

Dieser Brief, welchen er unter den Topf des dritten Rosenstockes, zweite Reihe, im Pfarrgarten niedergelegt hat, geräth zu seinem Unglück in die Hände der Widersacherin seiner jungen Liebe. Er geduldet sich ein paar Tage und schreibt dann zum zweiten Male: Morgen Nachmittag, wenn der Drache schläft, der meinen Schatz bewacht, erwarte ich das Zeichen mit dem Taschentuch.

Auch diesmal ist die Frau Pastorin Finderin und über das Kompliment ganz erbost: Oh, Du heilloser Bengel! Drache schläft! damit meint der Schlingel mich! Aber warte! ich werde Dich locken, und wenn die Hölle auch nicht platzt, Dir soll doch etwas an die Ohren plazen, hab' ich Dich nur erst!

Sie beschließt, ihr Schwesterföhnchen abzufangen. Pünktlich um zwei Uhr steht sie auf der Lauer und weht mit dem Taschentuch. Allein, wer nicht kommt, ist Fritz Triddelsitz. Dafür entdeckt sie am dritten Tage auf ebender selben Stelle folgenden klassischen Brief:

An die Meinige, mir vom Schicksal Bestimmte.
Sonne meines dunkeln Innern!!

Kennst Du Höllenqualen? — Ich habe sie ausgehalten vorgestern Nachmittag um 2 Uhr beim Miststreuen. — Die Luft war rein, der Feind war beim Kleeheuen, und Dein Taschentuch flatterte wie eine von meinen vorigen Tümmelertauben in den balsamirten Lüften; grade war ich in Anschlag, unsere verabredeten drei Pfeiffe erklingen zu lassen, als das alte Rindvieh von Bräsig bei mir zu stehen kam und mich eine Klostersunde lang von dem Mist unterhielt. Als er weg war, stürzte ich in den Wassergraben; aber Essig! Da hatte eine Eule gefressen; Dir war wohl die Zeit lang geworden, und

Du warst fort. — Aber nun höre! Heute Abend, Punkt Kloß Schlag halb Neun Uhr, wenn ich meine saure Milch gegessen habe, bin ich auf der bewußten Rangdewuh-Stelle; heut ist Sonnabend, der Paster macht seine Predigt und der Drache scheuert; die Gelegenheit ist günstig, und der Hollunderstrauch verbirgt uns dort (Schiller!). Warte nur, bald ruhest Du auch (Goethe!) in den Armen Deines Anbeters, der Alles, was ihm theuer ist, verkaufen könnte, um Dir was dafür zu kaufen, was Dir theuer ist.

Oh Wiederkehr, oh Wiederkehr!
 Bis dahin will ich schlafen gehn,
 Will all mein Sehnen, all mein Denken
 In der Lethe stillen Strom versenken,
 Und seh ich mein Liebchen dann wieder,
 Und reißen die Fluthen mich nicht nieder,
 Dann sage ich, Liebchen, ich geh,
 Ich weiß, daß ich morgen Dich wieder seh!

(Der Anfang ist von mir selber, das Mittelste von Schillern und das Ende von einem gewissen Anonymus, der auch viel geschrieben hat, was aber von mir zu Paß gemacht ist.)

Mit Qualen der Sehnsucht

der Deinige.

Das geht denn doch der Pastortante zu weit, und sie verbündet sich mit Onkel Bräsig, dem die Sache „hellschen“ Spaß macht, und der Triddelsitzens Schriften sehr schön findet. Bräsig giebt nun der Kleinen, runden Frau Pastorin den Rath, sich recht groß und schlank zu machen, Luisens Hut und Tuch zu nehmen und beim Wassergraben Posto zu fassen. Im entscheidenden Moment wolle er ihr zu Hülfe kommen.

Und so geschieht's. Armer Fritz Triddelsitz!

Liebe macht blind. —

Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten, und das Unglück schreitet schnell. — Für ihn schreitet das Unglück wirklich schnell. Der Bund des Herzens, welchen er zu schließen denkt, kommt nicht nur überhaupt nicht zu Stande, es folgt noch außerdem eine tüchtige, exemplarische Abkühlung für des Jünglings Heißblütigkeit.

Der alte Drache, seine leibhafte Tante, Luisens guter Genius, berufen von des Schicksals Hand, diesem holden Kinde zu sein, was eine eigene Mutter nur ihrem Lieblinge sein kann, dieser Drache schläft nicht, er wacht als treuer Hüter seines Schatzes.

Zu bewußter Stunde hat sich die Frau Pastorin auf angegebene Weise metamorphosirt und sich am großen Wassergraben niedergelassen, um der Dinge zu harren, die da kommen sollen. Sie kommen denn auch, und es spielt sich eine Scene ab, welche entschieden eine der ergößlichsten in der ganzen „Stromtid“ ist.

„Nun hat Dich aber der Drache, mein Sohn! Nun hat Dich aber der Drache!“

— Das war eine Douche (Bräsig nennt sie Tusch) von echter Gründlichkeit. So kann nur ein Frauencharakter auftreten, der sich in seiner Würde, in der Weiblichkeit verletzt fühlt. Was mag der Junge, denn mehr war er eigentlich ja noch nicht, bei dieser urplötzlichen Ueberraschung auf einmal empfunden haben?! Dies läßt der Dichter uns mehr ahnen, als er selber sagt. Das ist eben der Zauber der Poesie, daß der Phantasie des Lesers und der Leserin immer genug Spielraum gelassen wird, um sich in die Situation hinein denken zu können.



Einzug auf dem Gufe.



Aber für unseren jugendlichen Heißsporn hat das Schicksal noch mehr in Petto. Bräsig, das Rindvieh, wie ihn Fritz Triddelsitz nicht allzu höflich im letzten Liebesbriefe taufte, sitzt verabredeter Maßen als zweiter Wächter gleichfalls auf seinem Posten, nicht um Lauscher zu sein, sondern um zur richtigen Minute mit der vollen Wucht seiner Persönlichkeit den Ausschlag zu geben. Und er gibt ihn. „Un nu kommt das Rindvieh!“ brüllt er los und — fällt in den Wassergraben!

Das Facit der ganzen Angelegenheit ist dann folgendes: Die Frau Pastorin hat ihren inneren Menschen gefühlt, sie hat ihren Zorn über die saubere Pflanze ihrer Schwester ausgießen dürfen und findet damit den Gleichmuth der Seele und sich selbst wieder. — Bräsig hat seinen äußeren Menschen gefühlt und ist und bleibt der unverwüsthliche Herzensfreund von Alt und Jung in der Nachbarschaft. — Unserem Fritz Triddelsitz aber sind seine undefinirbaren Empfindungen, seine Gefühle für Luise gründlich zu Wasser geworden; und Luise selbst, diese Unschuld und Schönheit in ländlicher Einsamkeit und Verborgenheit, bleibt bewahrt in ihrer kindlichen Reinheit und Herzenseinfalt.

Wohl ihr, daß sie solche treue Hüter hatte!

Einzug.

Sie kommen! Sie kommen!

Wer? — Urel und Frida von Rambow, die neue Gutsherrschaft auf Pümpelhagen.

Ein Jahr nach dem Tode des alten Herrn Kammerrath, des wackersten Edelmannes in ganz Mecklenburg, dem Bräsig Freund und Hawermann vertrauter Berather sein durften, hatte dessen einziger Sohn, der „se-ige“ Kürassierlieutenant, sich mit Fräulein von Satrup vermählt und seinen Dienst quittirt. Er gedachte nun der Garnison den Rücken zu kehren, um auf väterlicher Scholle seine kolossalen, modernen, landwirthschaftlichen Kenntnisse praktisch und fruchtbringend zu verwerthen.

Die Vergangenheit mit des Lebens Sorglosigkeit lag hinter dem jungen Paare, abgeschlossen war die Jugendzeit mit ihren Rosenfarben, mit ihrem Liebreiz, mit ihrer Unschuld. Eine neue Welt öffnete sich. Neue Wünsche, neue Empfindungen, neue Pläne und Hoffnungen stiegen auf. Was mochte Beiden die Zukunft bringen? Zunächst lag sie vor ihnen wie ein lichter, schöner Sommermorgen, da die Sonne eben siegreich das nächtliche Dunkel durchbrochen hatte, überall des Thaues Perlen von Blatt und Blüthe, von Busch und Baum wegzüßend. Wonne durchzuckte ihre Herzen, Freude erfüllte ihre Seelen, als sie im offenen Wagen durch die lachende Landschaft, durch die weiten, grünen Felder fuhren, welche voll schwerer Aehren standen, als sie dieses Daseins Augenblick, diese kurze Spanne Zeit mit durstigen Zügen kosteten.

Es war für sie so und konnte für sie nicht anders sein. Urel hatte Diejenige gefunden, welche ihm als das Ideal holder Weiblichkeit erst unbewußt und träumend, dann bewußt und klar in Jugendschöne und lieblicher Gestalt vor Augen gestanden hatte. Frida sah in ihm nicht blos den Mann mit zweierlei Tuch, den Offizier; er war ihr die Personifizirung von Mannes Würde und Ritterlichkeit, von Mannes Stärke und Charakter. Dazu kamen Aeußerlichkeiten, welche den Vorzug dieser Verbindung nur noch erhöhen konnten. Beide von altem, erbgeessenem Adel, Beide nach Rang und Stand, nach Geschlecht und

Herkommen einander durchaus ebenbürtig. So schien Nichts ihr Glück zu beeinträchtigen oder auch nur den leisesten Schatten auf ihren Ehestand zu werfen, geschweige denn des Herzens Frieden zu stören.

Obendrein befand sich Urel in der beneidenswerthen Lage, seinem Weibe ein Haus und Heim, eine Stätte bieten zu können, wo sie als seine Königin thronen und als mild waltende Herrin regieren sollte. Solch alter Ritterstiz — Pümpelhagen — bot ja der Unnehmlichkeiten so viele!

Heute nun ist der Einzug. Die Gutsleute, vom Inspektor Hawermann an bis zum Schweinejungen herunter, nicht nur nach Botmäßigkeit und Brauch mit dem Gute verwachsen, noch viel mehr durch Anhänglichkeit an den verewigten, einst weise und gerecht handelnden Kammerrath der Familie derer von Rambow zugethan und ergeben, übertrugen diese Lehnstreue ohne Weiteres auf den Sohn und auf dessen gnädige Frau.

So hatten sie gethan, was nach ihren Begriffen und Anschauungen ihnen für heute zu thun als Pflicht erschien: dem jungen Herrn einen festlichen, feierlichen Empfang zu bereiten. Sollten sie doch jetzt unter ihm stehen, unter ihm wirken und schaffen, aus seiner Hand zunächst ihr Loos, ihr Erdenloos entgegennehmen.

War der neue Gutsherr milde und gerecht gegen sie, wie sein Vater dies immer gewesen, so war es gut; war er strenge und hart, sogar ungerecht, so war es freilich nicht gut. — Es war aber so, und in ihrer Macht stand es nicht, etwas daran zu ändern.

Derlei Gedanken machten sich wohl Einzelne unter ihnen, Andere dachten vielleicht nicht so weit, Alle aber waren darin einig, heute an diesem Tage, der ihnen ohne Ausnahme als ein Festtag von weitgehendster Bedeutung erschien, die Freude walten zu lassen und fröhliche Herzen zu zeigen.

Unzertrennlich von seinem Freunde Karl Hawermann, auch hier gleichsam als guter Genius, stets berathend und mit thatend, finden wir den Allerweltsonkel und emeritirten Entspekter Zacharias Bräsig. Er ist, so zu sagen, der Kitt, welcher dort überall verbindend und befestigend eingreift, wo eine Sache oder deren mehrere nicht gehen und nicht zusammenhalten wollen. Er gibt denn auch der ganzen Empfangsfeierlichkeit jenen Anstrich, der uns so farbenfrisch, so erheiternd und herzerwärmend in die Augen leuchtet.

Sie kommen!

Kränze und Guirlanden sind gewunden, die Ehrenpforte nimmt sich stattlich aus, Marie Müller hat noch hier und da etwas Grün und einige Blumen angebracht, Fritz Triddelsitz als Volontair erster Klasse stolziert mit seinem grünen Jagdschnipel, mit den weißledernen Hosen und gelben Stulpenstiefeln und mit einem blutrothen Halstuche zwischen den Hoffjungen auf und ab, Inspektor Hawermann mit seinem stillen, ernsten und sanften Wesen findet Alles sehr schön, nur Bräsig's scharfes Auge entdeckt sofort, daß noch eine große Kleinigkeit fehlt: Wo könnt Ihr ohne Fahne assistiren? der Herr Leutnant ist ja bei's Militär gewesen, er muß ja doch 'ne Fahne haben. Möllern, holen sie mich mal zwei Leute-Bettlaken, un nähen Sie sie mal in die Länge zusammen; Krischan Pösel, hol' mich mal einen rechten glatten, schiren Bohnenschacht, und Sie, Triddelsitz, holen Sie mich mal den Pinsel, wo die Säcke mit gezeichnet werden, un en Tintfaß! — Korl, es ist 'ne Gnad' von Gott, daß er bei die Preußen gestanden hat, hätt er bei die Mecklenbürger gestanden, wir hätten die Kalören nich' raus gekriegt; aber bei die Preußen? Schwarze Tinte, weißes Laken! und die Kalören sind da. —

So malt denn Bräsig eigenhändig ein großes ‚Divat Herr Leutnant un fru Leutnanten‘ auf das Bettlaken, läßt August Kegel, seinen lieben ‚Schweinemarkür‘, mit Bindfaden in die Pappel klettern und die ‚fahne‘ fest machen, und spricht darauf mit stoischem Gleichmuth: Meinetwegens kann er nu kommen, Korl, ich bin prat.

Während dieses Intermezzos hat sich Fritz Triddelsitz auf einen alten Schimmel geschwungen, auszukundschaften, ob die gnädige Herrschaft nicht bald in Sicht ist.

Sie kommen!

Ja, aber noch nicht Herr und Frau von Rambow, sondern die liebe Pümpelhäger Schuljugend, geführt vom Dorfschulmeister Strull, den unser Herrgott eher zum Holzhauen, als zum Kinderschlagen erschuf.

Bräsig erschrickt: Gott soll mir bewohren, Korl, was sollen die? — Viel zu geistlich; for den Leutnant viel zu geistlich! — Habt Ihr nich ‚ne Trummel oder ‚ne Trumpet? —

Solch kriegerisches Musikinstrument existirt nicht auf dem Gute unter dem Handwerksgehirn. Nachwächter David Däsel besitzt aber ein Blashorn, worauf er Stückchen blasen kann. Kaum hat er dasselbe herbeigeht, als auch schon Triddelsitz den Berg heraufjagt in vollem Karriere, so rasch der alte, lahme Schimmel zu rennen vermag: Sei kamen! Sei kamen! Sei sünd all in Gürlitz! —

Wirklich und wahrhaftig, da fahren sie in offener Kalesche ins Dorf hinein bis dicht vor die Ehrenpforte! Der brave Hawermann tritt — diesen ernst-feierlichen Begrüßungs-Moment hat des Malers Kunst verherrlicht — an den Kutschenschlag, spricht einige wenige Worte, die ihm das Herz diktiert, und das klare Auge der jungen Frau ruht wie ein erwärmender Sonnenstrahl hell auf dem weißen Haar des alten Inspektors. Sie reicht ihm ihre kleine Hand, und mit diesem Händedruck wird eine Freundschaft geschlossen, ohne daß Einer das weiß oder sagt, denn sie haben Beide sich ins Auge geschaut und gegenseitig daraus Klarheit, Wahrheit, Vertrauen gelesen.

Nun kommt Leben und Bewegung in die Zuschauer, in das Volk. Schulmeister Strull erhebt seine Rechte, schlägt den Takt, und aus den jugendlichen Kehlen erschallt das ‚Dankeslied in besonderen Fällen‘, Nr. 545 aus dem mecklenburgischen Gesangbuche ‚nach schwerem Ungewitter‘, Vers zwei: „Herr, Deine Macht wir preisen.“

Bräsig glaubt, jetzt sei der günstigste Zeitpunkt, die fahne zu schwenken; allein August Kegel oben in der Pappel hält sie am Bindfaden fest.

„„Willst Du, Klügel, den Band los laten!““ —

„Dein Jörn ist uns bekannt,“ sung de Schaulmeister wider.

„„Jung, lat doch den Band ut de Hand!““ —

„Wie Deine Gnadenhand, die Dich anflehen, schützt,“ sung de Schaulmeister.

„„Jung, frig’ ick Di, ick slag’ Di de Knaken in den Eiw’ intwei!““ —

„Wer sich zu Dir befehret, der bleibt unverfehret,“ sung de Schaulmeister.

„Herr, sei sitt in de Pöppel fast,“ rep de Jung, un Bräsig ret nu an de fahn un ret en halwen Telgen mit dal, un de Schaulmeister sung: „Wie sehr es fracht und bligt.“ — Un Fritz Triddelsitz lep nah de Etenklock, de in den Durweg stunn, un lüdd’t Storm, un Bräsig swentke de fahn, un Manns un Frugens un Knechts un Dirns un Haw’jungs un Gören repen: Divat un Hurah! un David Däsel blos up dat Tuthurn: Die Preußen haben Paris genommen, es werden bald bessere Zeiten kommen. Tuht! tuht! tuht! Un’t würd so feierlich, dat dat en Hund jammern kunn, denn bi den letzten

Die Thier, die er beschrieb, der Gut Vogel er beten tau'm Spaß losmaakt hadd, dat
 he is dat best of demstent sin. Darn Döhl in de Beinen un de beiden Brunen
 die er dat bringt bringt er so beschreiben tau innaren un tau inorken, dat dat
 in einem Fall was der höchste Vogel es er mit gefügt maakt un Vörpahl slagen
 hadd. Darn normal hat sich die Hand of der weite nach lang' dann höll de Kutsch
 die er beschrieb in der Höhe der hohe junge Frau in den Wagen. —

Dann hat die Schwere maacht sin Ende erreicht. Das Departement des
 Innern verordnete Marie Müller. Die die eine Geschäftsfrau die freitreppe hinaufsteigt,
 maacht sie eine dem neuen Gesetz und Landesgesetz und die Wirtschaftlerin selbst, in
 dem die Thier, die er beschrieb, der Gut Vogel er beten tau'm Spaß losmaakt hadd, dat

Der die in dem die Thier
 zu maachen in dem Gesetz
 Die neuen Gesetz und Landesgesetz
 Dann maacht das Gesetz er
 Das Gesetz er, maacht sin Ende erreicht

Die die maacht die Thier er beten tau'm Spaß losmaakt hadd, dat
 he is dat best of demstent sin. Darn Döhl in de Beinen un de beiden Brunen

Die die maacht die Thier er beten tau'm Spaß losmaakt hadd, dat
 he is dat best of demstent sin. Darn Döhl in de Beinen un de beiden Brunen

Die die maacht die Thier er beten tau'm Spaß losmaakt hadd, dat
 he is dat best of demstent sin. Darn Döhl in de Beinen un de beiden Brunen

Die die maacht die Thier er beten tau'm Spaß losmaakt hadd, dat
 he is dat best of demstent sin. Darn Döhl in de Beinen un de beiden Brunen

Die die maacht die Thier er beten tau'm Spaß losmaakt hadd, dat
 he is dat best of demstent sin. Darn Döhl in de Beinen un de beiden Brunen

Die die maacht die Thier er beten tau'm Spaß losmaakt hadd, dat
 he is dat best of demstent sin. Darn Döhl in de Beinen un de beiden Brunen

Die die maacht die Thier er beten tau'm Spaß losmaakt hadd, dat
 he is dat best of demstent sin. Darn Döhl in de Beinen un de beiden Brunen



Nachmittagsruhe.

Tuht! fohrte de oll Kedenhund, den Gust Kegel en beten tau'm Spaß losmaft hadd, dat hei sich hüt doch of verlustiren süll, David Däsel in de Beinen, un de beiden Brunen vör den Kutschwagen fungen of an, so sonderbaren tau snuwen un tau snorken, dat dat en wohres Glück was, dat Kutscher Degel sich up wat gefaßt maft un Vörpahl slagen hadd; denn ditmal lep't noch All gaud af, un't wohrte nich lang', dunn höll de Kutsch secker vör't Herrihus, un Ugel böhrte sine leiwe, junge fru ut den Wagen. —

Damit hat der Empfang draußen sein Ende erreicht. Das Departement des Innern verwaltet Marie Müller. Wie die neue Gutsherrschaft die freitreppe hinaufsteigt, erblickt sie auch dort lauter Kränze und Laubgewinde; und die Wirthschafterin selbst, in rothem Mouffelinleide, mit rothen Armen und rothem Gesichte, tritt vor und deklamirt:

Heil Dir, oh Herrin aller Kräfte!
 Zu weihen im Berufsgeschäfte
 Mit treuem Fleiß und tremem Sinn;
 Nimm gnädigt dies Gelöbniß hin!
 Des Hauses ganz ergeben, unterthänigste Dienerin.

Und die gehorsamste Dienerin knirt, reißt die Thür zum Eßzimmer auf und siehe da! eine gedeckte Tafel ladet freundlichst zum Imbiß ein.

Ja, der Magen will auch sein Recht haben nach so langer fahrt, nach so anstrengendem Empfange. Obendrein ist's inzwischen Mittag geworden.

War Marie Müller schon vorher roth vom Kopf bis zu Füßen, so wird sie jetzt feuerroth, als der gnädige Herr sich für die schöne Rede bedankt und bittet, mit zu genießen, was ihre Kochkunst aufgetischt hat. Ae, so 'ne Ihr un so 'ne Freud! An der herrschaftlichen Tafel sitzen und speisen!

Auch Schulmeister Strull und Fritz Triddelsitz werden höflichst geladen, selbstverständlich Hawermann und ebenfalls der dem jungen Paare noch unbekannt, alte, prächtige Herr, der die Fahne schwenkte, — Bräsig! Er tritt an Ugel heran und schüttelt ihm kordial die Hand: „Herr Leutnant — sehr lieb und woll zu sehen! indem daß ich Korlen schon gesagt habe, daß ich mich freuen würde, wenn Sie nach Ihrem Herrn Vater slachten.“ Un nu gung hei up de junge fru tau: „Gnedigste frau Leutnanten,“ un nu fuscherte hei nah ehre Hand, freg sei of richtig tau faten, un't was, as wenn hei sei küssen wull; äwer mit en Mal höll hei sei en Enn'lang von sich af: „Nein! Dieses nich! — Ich hab' ümmer die Hand von meine gnedigste Gräfin küssen müssen, und das war als in den Hofdienst; ich will mir den Geschmaß an Ihnen nich verderben, denn dazu sünd Sie zu lieblich in Ihre Augen anzusehn; aber wenn Sie einmal en Menschen brauchen können — ich heiß Zacharias Bräsig — denn schicken Sie zu mich — 'ne lütte Mil' von hir — Haunerwiem — un der Dag soll mich nich zu heiß, un die Nacht nich zu swarz sein.“ —

Frida von Rambow schält den Kern aus dieser ihr noch ungewohnten Redeweise heraus — und — sie faßt den alten, treuen Burschen bei der Hand, ihn als Nachbar an ihre Seite nöthigend.

In Hawermann, in Bräsig hat sie, die junge, liebreizende, menschenfreundliche Frau, zwei Freunde fürs Leben gewonnen.

Ugel läßt sich mehr durch Neußerlichkeiten bestechen. Der würdige Schulmeister Strull in seinem schwarzen Anzuge, Fritz Triddelsitz in blauem frack mit blanken Knöpfen gefallen ihm; und wie er nun gar hört, des Lekteren Vater sei Apotheker, der auch



Nachmittagsruhe.



Analysen machen könne, muß Fritz bei ihm sitzen. Bräsig aber vernimmt kaum das Wort Analysen, als er es auch schon dem Herrn Lieutenant vor dem Munde wegschnappt und Hawermann fragt: „Allelüssen? Allelüssen? Was meint er mit Allelüssen? Meint er da Ungeziefer mit?“ — Un ahn de Antwort aftautäuwen, säd hei tau Ureln: „Gnedigst Herr Leutnant, for das Zeug müssen Sie sich von dem Apothekersohn hier 'ne Kruf 'umgewendten Napoleon' mitbringen lassen,“ wat natürlich Urel nich verstunn. — De kann glif up de Hauptsak, up de Wirthschaft, un fung an, dat ganze feld tau rajolen un smet mit Knakenmehl un Chilisalpeter un Guano 'rümmer, un läd dicht achter den Goren 'ne grote Hoppenplantage an. — Wie er zum Beschluß erklärt, daß selbstverständlich der Boden dazu erst gehörig präparirt sein müsse, sagt Bräsig, der dies Alles für lauter Spaß und Witz hält, lächelnd: „Ja — un wenn wir denn mit dieser Preposition farig sünd, denn sikazen wir ihn noch en bischen, un denn bauen wir nichts anders als Rosinen un Mandeln da auf, un mit die futtern wir die Schwein' — un denn sollen Sie mal sehn, gnedigste Frau Leutnanten,“ hir wendte hei sik an de junge fru — „wo süß en Schwein smeckt, was mit Rosinen un Mandeln fett gemacht is.“

Solche Unterhaltung bei Tische — Justus von Liebig — die moderne Uferwirthschaft und der alte Styl darin — all das gewährt uns Einblicke in Dinge, welche sich ereigniß- und verhängnißvoll auf Pümpelhagen abspielen und tragisch zuspitzen werden.

Noch das ruht noch im Schooße der Zukunft. Recht hat Bräsig, wenn er nach aufgehobener Tafel Abends zu Hawermann sagt: „Na, Korl, laß das! Das Frauenzimmer gefällt mich ungeheuer. Un was en richtiges Frauenzimmer in en Hausstand bedeuten thut, das kannst Du an Deine liebe Schwester sehen. — Morgen will ich nach ihr hin, denn da sollen ja allerlei verfluchte Schosen mang die beiden Geistlichen ausgebrochen sein. Un dorum nu guten Nacht, Korl.“ —

N a c h m i t t a g s r u h .

Meine Ruh' ist hin,
 Mein Herz ist schwer;
 Ich finde sie nimmer
 Und nimmermehr —

so sängen vielleicht mit Gretchen unsere beiden Twäschen, die mittlerweile zu hübschen jungen Mädchen herangewachsenen Eining und Mining, wenn ihnen Goethes „Faust“ bekannt gewesen wäre. Ja, die Liebe hat gleichzeitig bei ihnen Einzug gehalten und viel Herzeleid im Gefolge mitgebracht.

Ihre Vettern nämlich, Gottlieb Baldrian und Rudolf Kurz, Kandidaten der Theologie, bereiten sich in ländlicher Stille auf Onkel und Tante Nühlers Pachtgute zum Predigtamtseramen vor. Zwei ungleichartigere Charaktere gibt es kaum, als diese jungen Männer. Den Gottlieb nennt Bräsig eine Vogelscheuche und einen Petisten. Allerdings, er ist nichts weniger als schön. Sein dichtes, blondes Haar trägt er, wie der Jünger Johannes, mitten gescheitelt und nach unten gekämmt; sein Gesicht sieht stets blaß und leidend aus, als ob ihn — wie Bräsig spottet — Leichdörner beständig kneifen. Dazu ist er von Gestalt lang, schmal und eckig. Ueber seiner ganzen Persönlichkeit liegt ein gelinder Pharisäerschein aus-

gebreitet, und in ihm brennt ein heiliger Eifer, Jedermann zu bekehren, zumal Bräsig, dem's ja auch Noth thut, denn Frau Pastorin Behrens hält ihn für einen alten Heiden.

Wie grundverschieden von ihm ist Rudolf, der Liebling Bräsigs! frei von innerem Zwange, ein lustig in die Welt schauender, schmucker Bursche, der einst ein flotter Bruder Studio gewesen und mit Stolz seinen Schmiß trägt, ein frisches junges Blut, das zu allem Anderen eher paßt, als zum Geistlichen. Ein solcher will er denn auch nicht werden; er hat sich entschlossen, die frommen Kirchenväter in den Winkel zu werfen und praktische Landwirthschaft zu erlernen.

Diesen Entschluß bringt ein heilloscher Scherz, den er sich mit seinem Vetter erlaubt, zur Reife. Beide Kandidaten sollen nämlich an einem und demselben Sonntage in Rahnsstadt predigen, Rudolf Morgens, Gottlieb Nachmittags. Die ganze Nüßlersche Familie ist in die Stadt gefahren, um dieses wichtige Ereigniß mit zu erleben. Herr und Frau Nüßler, Eining und Mining setzen sich mit Gottlieb in den Priesterstuhl, während Rudolf die Kanzel besteigt und wider Aller Erwarten eine so wohl durchdachte Predigt hält, daß die Gemeinde, in erster Linie natürlich die Verwandtschaft, voll Staunen und Bewunderung zuhört und sich über den jungen Luther freut. Gottlieb aber sitzt derweilen starr und todtensbleich da und flüstert endlich seiner Tante ins Ohr: Das ist ja meine Predigt! Was soll nun heute Nachmittag mit mir geschehen? — Der arme, gute Gottlieb! Während er am Tage vorher in der Laube seinen Sermon laut studirte, stand sein gottloser Vetter hinterm Baume und lernte die ganze Rede vom Zuhören.

Die Verwandten sind außer sich, und Eining und Mining, die bisher unzertrennlichen und eng befreundeten Seelen, gerathen zum ersten Male in Uneinigkeit und in den größten Herzenskummer. Das Nüßlersche Haus ist plötzlich wie umgewandelt, und die vor Kurzem noch frohvergnügte junge Welt geht scheu an einander vorüber.

Da erscheint Bräsig, der von Madame Nüßler schon längst mit Sehnsucht Erwartete. Auf ihren Mann Jochen ist ja in so ernsten Sachen nicht zu zählen, denn seine ganze Lebensphilosophie gipfelt in den zwei Sätzen: Je, wat sall Einer dorbi dauhn! Dat is all so, as dat Ledder is.

Sie kann nun dem bewährtesten Freunde ihr Herz ausschütten, wie Alles drunter und drüber gehe, wie die Kandidaten ihren Töchtern allerlei dumme Liebesgeschichten in den Kopf gesetzt haben, und wie durch Rudolfs Sakrilegium der Zustand schier unerträglich geworden. Doch Bräsig findet diesen Streich gar nicht so übel, im Gegentheil! Er lacht aus vollem Halse: „Das is en Spaß, das is en Hauptspäß! — en entfamtes Stück is's; aber ich kann mir nich helfen, ich muß mir hellsehen drüber lachen. Wo würd's nu mit dem Bekehrer? — Haha! Ich hätt wohl sein Gesicht sehn mögen!“

Wie er aber merkt, daß seine alte Liebe und ehemalige Braut über solche Worte in hellen Aerger geräth, besänftigt er sie. Er werde die Sache zwischen den Kandidaten und dem kleinen Kropzeug schon in Ordnung bringen; Hawermanns entfamten Windhund habe er ja auch in seiner Liebesgeschichte abgefaßt.

Schnell ist ein kluger Feldzugsplan erfunden.

In der Gartenlaube pflegen sich die jungen Leute nach Tisch täglich zu treffen. Das hatte Madame Nüßler beobachtet. Ein großer rheinischer Kirschbaum beschattet den lauschigen Ort. Bräsig hat die ganze Situation mit einem Blicke überschaut. Er weiß, wie er die Sache anzufassen hat.

Nachmittags zieht er Jochen mit sich in den Garten, heißt ihn, sich krumm machen, mit dem Kopfe gegen den Baum, und mit jugendlicher Elastizität klettert der alte

Zacharias hinauf. Jochen hat bis jetzt kein Wort gesprochen; nun aber, wie er Bräsig's rothes Gesicht zwischen den grünen Blättern hervorleuchten sieht, ruft er mit warnender Stimme: „Sei sünd jo noch nich rip!“ Doch da sollte er schön ankommen! „„Schaftskopp!““ lautet die Antwort, „„meinst Du, ich will üm Jehanni aus rhin'sche Kirschen plücken? — Nu mach, daß Du fortkommst, un steh hier nich vor dem Baum, as en Hund, wenn 'ne Katt in den Bom hüppt is.““ Jochen schüttelt den Kopf und entfernt sich; wenn Bräsig sich denn absolut den Magen an unreifen Kirschen verderben will, obgleich er's läugnet, ihm kann's recht sein, wat fall hei dorbi dauhn?

Es währt nicht lange, da tritt Eining mit Nähzeug aus dem Hause und nimmt in der Laube Platz. Fast ist's, als ob sie einen Magnet bei sich habe, denn, wie sie von ihrer Arbeit ausblickt, sitzt mit einem Male Gottlieb an ihrer Seite und hat ein Buch in der Hand.

Ein alter und stets bewährter Erfahrungssatz ist der, daß ein Jeder in seiner Eigenart kämpft, angreift, siegt oder fällt, je nachdem es ihm das Geschick beschieden hat. So führt unser junger Zukunftspastor die Bibel als die ihm zunächst liegende Waffe mit sich.

Der innere Mensch paßt sich mehr oder minder dem äußeren Menschen an, will sagen, den ihn umgebenden Umständen und Verhältnissen. Daraus ergiebt sich für ihn Anschauung, Vorstellung, Begriff, daraus baut sich gewissermaßen der ganze geistige Mensch — nicht seelische — auf. Kommt nun noch ein wenig Uebertreibung, ein über die Grenzen hinweggehen hinzu, so liegt die schon an und für sich darin enthaltene Komik uns klar vor Augen.

So ist's auch der Fall mit dem Kandidaten der Theologie Gottlieb Baldrian. Vollgepfropft und vollgefogen von orthodoxer Gottesgelahrtheit, ist sein ganzer innerer Mensch davon durchdrungen und kann sich nicht anders zeigen, als wozu er unter solchen Verhältnissen herankam. Er will um's Liebchen werben und thut dies mit der Heiligen Schrift in den Händen und mit dem Text auf den Lippen.

Luther sagt zwar, das Heirathen sei eine rein weltliche Sache; aber unsere modernen lutherischen Heißsporne bemühen sich bekanntlich, ihn noch in Allem und Jedem zu übertreffen, und haben auch daraus mehr zu machen versucht. Glücklicherweise das Volk, das von alle dem keine Ahnung hat!

So erging es Eining. Ihr unverdorbenes Herz ahnte freilich und fühlte, wohin Vetter Gottlieb zielte. In ihrer Einfalt und Unschuld konnte sie auch nicht anders, als ihm beistimmen, daß es schön sei, in der Meinung, daß es Gottes Wort sei, warum es sich handelt. Doch als das Mißverständnis zum Vorschein kommt, hält sie sich die Hände vor die Augen und weint bitterlich.

Der Tugendwächter droben im Kirschbaum wird falsch: „Entsamter Jesuwiter! was bringst Du mich das unschüllige Kind in so 'ne Schanirung!“

Der aber hört diese halbblaut gesprochenen Worte nicht. Er ist vollständig in seinen geistlichen Eifer hineingerathen und fragt, indem er den Arm um die zitternde Koufline geschlungen hat, mit salbungsvollem und doch auch überzeugungswahrem Tone (denn es ist ihm heiliger Ernst, kein Puppenspiel): „Ich schon Dich nicht in dieser feierlichen Stunde! Karoline Nüßler, willst Du unter diesen christlichen Bedingungen mein christliches Ehe-weib werden?“

Ach, das arme Eining befindet sich in fürchterlichster Verwirrung! Es kann nicht reden, kann nicht denken, nur weinen, immerzu weinen.

Da, in diesem ernst-feierlichen Moment, ich darf wohl sagen, verzweifelter Andacht, erklingt lustig ein weltliches Liedchen. Wundersam ist dieser Kontrast vom Dichter erfunden, kein grober Theater effekt, sondern ein feiner, psychologisch berechtigter und wirksamer Schachzug, ein elektrischer Funke gleichsam, denn plötzlich springt Mining auf und stürzt trotz Bibel und christlicher Bedingungen wie ein geschlechtes Reh davon, an Mining vorbei, die gerade mit ihrem Nähzeug kommt, und langsamen Schrittes entfernt sich auch Gottlieb: seine Kirche steht jetzt ja leer!

Fischlein im Silberbach
Schwimmt dem andern nach;
Fischlein so grau
Sucht eine Frau —

Rudolf läßt aus frischer Kehle, aus freier Brust diesen Gesang erschallen. Er hat das Mittagessen versäumt, dafür aber prächtige Schleie gefangen. In seiner Herzensfreude öffnet er den Fischbeutel und zeigt seinem Mining stolz den Schatz.

„Entsamter Kujon!“ ruft Bräsig mit gedämpfter Stimme, und sein Gesicht guckt wieder zwischen den Kirschblättern hervor. „Is er mich doch mang meine Sli gekommen! — Daß Du die Nas' in's Gesicht behälst! Was hat der Bengel for Fisch gefangen!“

Ach, er darf sich ja oben auf seinem lustigen Sitze, der ihm nachgerade unbequem wird, nichts merken lassen! Sonst bekäme Rudolf gleich einen tüchtigen Denkzettel.

Anstatt seiner hält Mining eine Philippika. Nicht wegen der Schleie, ih bewahre! nein, wegen der Predigt, die er Gottlieben weggeschnappt. Wehmuth liegt in dem Ton ihrer Stimme, wie sie zuletzt gesteht: „Der Pastor hat gesagt, wenn er's anzeigte, du kriegtest in Deinem Leben keine Pfarre.“

Das ist für Rudolf das erlösende Wort. Er will ja gar keine Pfarre bekommen, zum ersten und letzten Male betrat er die Kanzel, er paßt nicht zum Geistlichen, Landmann will er werden, ein recht fleißiger, tüchtiger, praktischer Landmann, und sein liebes Mining soll ihm dazu verhelfen.

„Ja, Du min leiwes, säutes Kind“, un hei strakte ehr äwer de glatten Hor un de weiken Backen un böhrte ehr dat Kinn in de Höh un lek ehr vull in de blagen Ogen, „wenn ich mit Gewißheit weit, dat Du äwer Johr un Dag mine lütte fru warden willst, denn ward mi dat so licht warden, en düchtigen Landmann ut mi tau maken. — Willst Du, Mining, willst Du?“ Un ut Mining ehre Ogen sloten de Thranen, un Rudolf küßte sei ehr af, hir und dor, ümmer de Backen dal bet up den roden Mund, un Mining läd ehren lütten, runnen Kopp an sine Bost, un as hei ehr Tid tau'm Reden gaww, flusterte sei sachten, sei wull, un hei küßte sei wedder un küßte sei ümmer wedder, un Bräsig rep halwlut' ut den Bom: „Das halt aber der Deuwel aus! Macht firing zu!“ — Un Rudolf sett'te ehr dat nu bi dat Küssen utenanner, dat hei hüt mit seinen Vater reden wull, un säd of bi Weg' lang, 't wir Schad', dat Bräsig nich tau Städ wir, de künn em schön bi sinen Vörnemen helpen, un hei wüßt gewiß, dat de Oll wat von em hollen det. — „Verfluchter Bengel!“ säd Bräsig, „fängt mich die Sli weg!“ — Un Mining säd: Bräsig wir jo hir, un höll woll man sine Nachmiddag'srauh. — „Tu seh mal einer das Kropzeug an!“ säd Bräsig, „dies soll 'ne Nachmittagsruh sein! — Aber nu is ja Allens fertig. Was soll ich meine Knochen noch länger abstrappziren?“ — Un as Rudolf nu säd, hei mügg't woll den Ollen vörher noch spreken, dann schurrte Bräsig den Kirschbom dal, dat sie sine Hoson bet an de Knei tau Höchten ströpten, un bammelte an den ündelsten Telgen



Verbrüderungsball.



un rep: „Hier hängt er!“ — Bums! let hei sick fallen, un stunn nu dicht vör dat Leiw'spor mit en Utdruck in sin sweitig Gesicht, de ganz apenbor säd, of in de allerdelekatsten Saken höll hei sick tau'n Richter beraupen. —

Und er ist als solcher berufen, mehr noch als die Eltern der jungen Leute. Er versteht denn auch, wie wir wissen, Alles zum Besten zu wenden.

Es hält schwer, diese „Nahmiddag'srauh“ eingehender zu beschreiben. Wozu hier auch weitere Gedanken zu Papier bringen, die — mögen sie noch so gut sein — doch blos abschwächend wirken können? Was drüber, ist vom Uebel. Die ganze Situation hat Reuter so erschöpfend dargestellt, die Scenerie selbst so originell angelegt, daß wir erstaunend davor stille stehen.

Aber zusammenfassen läßt sich unser Bild kurz in folgendes Resumé: Bräsig erscheint hier als treuer Phylax, als Wächter der Unschuld im Kirschbaume, als Horcher, Lauscher, Belauscher, Bräsig, dieser Allerweltsfreund, der da meint, Lining und Mining müßten eigentlich sein sein, weil ehemals ihre Mutter unter seinen drei Brautens' diejenige gewesen, zu der er noch in der Todesstunde sagen konnte: Madame Nüßlern, Ihnen hab' ich ümmer geliebt. — Das Horchen an und für sich gehört zwar nicht zu den Tugenden, welche von uns als eines Preises werth erachtet werden, und Rudolph — der ja selbst seinen Vetter Gottlieb „belurt“ hat — stellt ihn deshalb auch zur Rede. Allein Noth kennt kein Gebot, und oftmals heißt es aus der Noth eine Tugend machen. Sonst gewohnt, seine Mittagsruhe auf dem weichgepolsterten Sopha in Frau Nüßlers guter Stube zu halten, sitzt er heute im rheinischen Kirschbaume und drückt sich die Knochen mürbe und die Lenden lahm, wie es nicht anders sein konnte. Was thut ein solcher Onkel nicht für des Hauses Ehre und für die Ruhe des Herzens? Nach seiner Ansicht handelt es sich um die Herzensruhe der beiden süßen „Drumwappels“, wenn diese sich bis dahin auch wohl selbst noch nicht ganz klar waren, daß sie ihr Herz verloren hatten. Sollten sie heute doch ein anderes Herz dazu finden und den Schritt fürs Leben thun, um sich bewußt zu werden, worin von jetzt ab ihr ganzes Empfinden und Fühlen aufgeht.

Verbrüderungsball.

Siehe, wie fein und lieblich ist's, daß Brüder einträchtig bei einander wohnen! — Das ist gewiß ein köstlich Wort, und wenn es zur Wahrheit geworden wäre und als solche sich über die ganze Erde verbreitet hätte, so wäre ein Zustand geschaffen, wo uns die Erde um ein Bedeutendes dem Paradiese näher gerückt erscheinen müßte.

Leider ist dies nicht der Fall. Die erste Blutthat, von welcher die Bibel zu berichten weiß, ist der Brudermord: Kain erschlägt Abel, aus Neid, Mißgunst, Haß, aus Rache dafür, daß jener besser von Herzen, edler an Gemüth als er selbst.

Ueberall, schon in den Uraufängen der Geschichte, ja in der Sage, tritt uns Bruderszwist, Brudershaß, Brudermord entgegen. Wie im Einzelnen und Kleinen, so im Allgemeinen und Großen. Ein Volk steht wider das andere auf, ein Stamm wider den anderen, und die Brüdervölker bekämpfen sich bis aufs Messer.

So zeigt sich die Weltgeschichte bis auf unsere Tage, bis in die neueste Zeit hinein; so war's immer, und so wird's auch ewig bleiben. Es sollte denn sein, daß das Wesen des Menschengeschlechtes wie durch ein Wunder geändert und seine Existenzbedingungen edlere, gewissermaßen engelgleichere würden.

Allein solches Wunder wird sich nie und nimmer begeben. Ich und Du, Mein und Dein, Krieg und Frieden, Hammer oder Amboss — das sind lauter kategorische Imperative des Weltgesetzes, wie, nun, wie Leben und Tod.

Wohlthuend bleibt es aber für den Menschenfreund, Momenten zu begegnen, wo Neid und Abgunst, wo Rang und Stand, wo all die großen Unterschiede unter den Menschen, die im Grunde genommen doch eigentlich gar nichtig und unwichtig, ärmlich und erbärmlich sind, entfernt scheinen, wo das Auge des Beschauers in der Wüste gleichsam eine Oase entdeckt, auf welcher es mit Wohlgefallen ruhen kann, wo das Herz, dies arme, elende, jämmerliche Herz, von dem die Heilige Schrift sagt, daß es ein verzagt Ding sei, einen Born findet, an welchem es sich labt und erquickt. Bruderliebe, Völkerliebe, Menschenliebe heißt die Parole des Heilandes, ist der Grundgedanke des Evangeliums, wie ja die Liebe Gottes überhaupt der Urquell ist alles Seins.

Wenn die Menschheit, wenn die Menschen dies festhalten möchten! — Dann und wann hat's den Anschein, als fahre ein höherer Impuls in sie, läßt es sich fast so an, als ob sich mehr und mehr das Bewußtsein regt, daß Alle miteinander Brüder sind.

Das gilt insonderheit mit Bezug auf das „tolle“ Jahr 1848. Viele glaubten, gekommen sei, wenn auch nicht das goldene Zeitalter, so doch eine goldige Zeit, die Allen ihr Theil im Erdenleben bringen würde, bringen sollte und müßte. Zwar hatte Jedweder seine eigene Anschauung davon, maßen eines Jeden Anschauung mehr oder minder stets seiner Individualität entspringt und folglich auch entspricht.

Bis nach Rahnsdorf-Stavenhagen schlagen die Wogen der großen Strömung ihren Bischt. Es bildet sich dort ein Reformverein, dem bald Vornehm und Gering angehört. Sogar der Herr Pomuchelskopp, Rittergutsbesitzer von Gürlitz, ist schlau genug, sich nicht fern zu halten, sondern sich — allerdings unter energischem Protestiren Bräsig's — als Mitglied aufnehmen zu lassen.

Im letzten Bande seiner „Stromtid“ schildert Reuter diese Zeit und Bewegung aus persönlicher Erinnerung. Jedem seiner Helden weist er eine seinem Charakter adäquate Rolle in dem kleinen Satyrspiele zu. Hier ist er Humorist, ausschließlich Humorist, und seine Figuren sind sammt und sonders burlesk gezeichnet, selbst Bräsig, dem ja schon so wie so etwas Burleskes anhaftet; das schadet aber nicht, da just in ihm der nationale Geist überzeugend zur Geltung gelangt.

Nicht die ernstesten, vielmehr vorzugsweise die komischen Seiten des „tollen“ Jahres spiegeln sich hier wider. Die Einheit der Volkssouveränität, die sich in der grotesken Aufgeblasenheit der Volksredner, dieser modernen Tribunen, am lächerlichsten manifestirt, wird in gradezu zwerchfellerschütternder Weise auf den Schild gehoben.

Vier Exemplare des Hamburger Korrespondenten und sieben der Königlichen privilegirten Vossischen Zeitung für Staats- und gelehrte Sachen liefern den Rahnsdörfer Philistern den politischen Stoff, sich eingehend mit der neuesten sozialen Frage zu befassen, die ewig jung oder alt bleibt, wie man's nehmen will. Das Kannegießern hinterm Bier-

krüge florirt, zumal, wie eines schönen Tages die Berliner Post und somit die Tante Vofß ausbleiben. Nach dem berühmten Muster von Paris war jetzt auch in Berlin die Revolution ausgebrochen.

Daß nur so etwas nicht in Rahnestadt geschieht! Als sicherstes Präservativmittel empfehlen kluge Köpfe Konstituierung eines Reformvereins. Ein solcher wird begründet, ganz ordnungs- und reglementmäßig, sogar mit einem Präsidenten und einer Klingel. Die halbe, die ganze Bürgerschaft tritt bei; die Schankstube des Gastwirthes Grammelin erweist sich als viel zu eng, sein großer Tanzsaal muß als Versammlungslokal dienen.

Dort werden nun Reden gehalten von den Berufensten, vom Tischler Thiel, vom Böttchermeister Dreier, vom Bäcker Wredow, vom Schneidermeister Wimmersdörp, vom Zimmermeister Schulz, vom Advokaten Rein, Rektor Baldrian und vom Inspektor Bräsig. Jeder hat sein eigenes Interesse dabei fest und unentwegt im Auge, Jeder will für sich und für sein Gewerbe Vortheil suchen, das fett abschöpfen, Etwas gewinnen, Nichts verlieren. Blos Bräsig, der Biedermann, der teutsche Patriot, bildet eine rühmliche Ausnahme; ihn treibt uneigennützig, wahrhaftige Menschenliebe in diese Gemeinschaft von — Rebellen, wie die Frau Pastorin Behrens die Rahnestädter Spießbürger jetzt nennt.

Nicht allein in der Stadt, auch auf dem flachen Lande regt sich's. Die armen Tagelöhner, welche kein Eigenthum besitzen, welche bei aller Sparsamkeit, bei allem Fleiß nicht zu solchem gelangen können, schließen sich der unruhigen Bewegung an, raisonniren von Gütertheilung, daß ihrem Hauptschinderhannes, Herrn Pomuchelskopp, das Herz in die Hose sackt.

Ja, die Armuth! Wie kam dieselbe zuerst in die Welt, und warum hält sie sich dort noch immer auf? In Beantwortung dieser Kardinalfrage plätzen die Geister gegen einander. Rektor Baldrians auf die Bibel, auf Xenophon, Plato und Aristoteles, auf Livius, Tacitus und Cicero gestützte, hochgelahrte Definition macht die Leute dumm, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum. Schon die alten Römer, so schließt der geistvolle Scholarch, haben nach panem et circenses geschrien, nach Brod und öffentlichen Spielen. — Das rettet ihn vorm Ausgelachtwerden, das bringt ihm sogar ein Hoch ein! Wat, de ollen Römer hewwen spelt, un de Burmeister lett uns de Kortten wegnehmen? Ne, fries, öffentliches Spill möt sin!

Über die Armuth! die Armuth! Wer ergründet sie? Wer hilft ihr ab? Nicht vermochte es der Rektor mit all seiner klassischen Citatenweisheit, nicht vermögen es Johann „Meinswegen“, Kaufmann Kurz, Fritz Siewert, Pomuchelskopp. Suum cuique, will sagen, Jeder nach seinem Vortheil, das ist ihr gemeinsamer Wahlspruch.

Erst unserem Bräsig ist des Räthfels Lösung beschieden. „Mitbürger!“ so ruft er von der Tonne, der Rednerbühne, aus, und der Zorn röthet sein Gesicht, denn Pomuchelskopps Scheinheiligkeit und heuchlerische Menschenliebe hat ihn zu sehr geärgert, „Mitbürger, die Wohnung, die Kuhweide und das Holz und Torf und das Kartoffel- und Lein-Land, das sünd for den Tagelöhner auf dem Lande sein Rindfleisch un Plummen; sie smecken sehr gut; aber, sie kriegen's man nich, und daher stammt sich die Armuth auf dem Lande. — Über woher stammt sie sich in der Stadt? — Mitbürger, ich will's Euch sagen, denn ich wohn hier schon lange genug in der Stadt und regardir die Menschheit; die große Armuth in der Stadt kommt von der großen Powerteh her!“

Damit ist der gordische Knoten durchhauen. Unbeschreiblicher Jubel bricht aus. Herr Entspekter Bräsig sall lewen! Der Präsident schließt die Versammlung: nach solcher Rede werde wohl Keiner mehr sprechen.

Alle Welt gratulirt — auch wir gratuliren ihm, uns zu dem geflügelten Worte — nur Pomuchelskopp hat sich zurückgezogen, seine gutherrliche Omnipotenz hat den Todesstoß erlitten, und noch ein anderer verschwand: der Stadtmusikant David Berger.

Doch, wie Bräsig nun aus der Thüre des Gasthofes tritt, da stehen sieben Männer mit Blasinstrumenten vor ihm im Halbkreis, und David Berger als Kapellmeister hat sich eine Brille aufgesetzt und dirigirt: „Heil Dir im Siegerkranz!“

Nachdem sie ihm das Ehrengeläute bis ans Haus gegeben haben, als er sich zu Bette legt, da klingt von draußen ein neues Lied ihm ans Ohr. Der Rahnstädter Gesangsverein intonirt, und weithin erschallt's durch die stille Nacht: „Hohe Lorbeern stehen, wo der Krieger schläft!“ —

Bräsig ist fortan der Held des Tages. Seiner Unregung ist denn auch eine Festlichkeit zuzuschreiben, welche dem Reformverein die Krone aufsetzen, welche den Glanzpunkt der allgemeinen Gleichheit bilden soll: der Verbrüderungsball.

Ach, hätte er ahnen können, wie dieser verlaufen würde, er hätte sich zehnmal bedacht, ehe er die Feier ins Leben rief!

Verbrüderungsball in Rahnstädt! Wie ein Lauffeuer verbreitet sich die Nachricht davon in Stadt und Land. Derselbe soll sich ja, wie verlautet, so weit erstrecken, daß nicht nur mit Beiseitesetzung aller Rang- und Standesunterschiede Honoratioren, Pfahlbürger und Handwerker dazu geladen werden, es fehlen sogar die Schneidermamsellen nicht!

Aber trotz dieser äußeren Gleichstellung bleiben die tief eingewurzelten Vorurtheile über Race und Rang, über Höherstehen und Bessersein in Kraft.

Abends bilden sich Kliken, bei Tische, beim Tanze. Pomuchelskops Töchter Salchen und Malchen wollen nicht mit jedem hergelaufenen Ouvrier herumspringen, und auch sonst werden allerlei kleine und kleinliche „Separatvorstellungen“ veranstaltet.

Lauter Leute haben sich eingefunden, welche den inneren Menschen nicht umgewandelt, ihre Gesinnung nicht geändert haben und für die schöne Idee allgemeiner Verbrüderung nicht reif sind. War es bei ihnen Selbsttäuschung, die sie dahin brachte, wohin sie nicht gehörten, war es der Zwang der Verhältnisse, die *dira necessitas*, war es Interesse oder Neugierde? Genug, *les voilà!* Ein Ball in der kleinen Spießbürgerstadt, und nun gar ein Verbrüderungsball, da hieß es vielleicht auch blos: mitmachen! —

Während sich also die jungen Paare im Takte drehen und am Tanze ergötzen, halten die Alten ihren Spieltisch. Erklärlich ist es, daß auch hier zu dieser Stunde die damals alle Welt bewegenden Fragen diskutirt werden. Frankreich, das nach „gloire“ lüsterne Land, das sich in die Lage versetzt sah, sich nach einem neuen Herrscher oder nach einer neuen Staatsverfassung umzuthun, steht natürlich als Gesprächsstoff im Vordergrund.

Wie spricht es sich daheim in behaglicher Ruhe und gottvoller Gemächlichkeit doch immer so schön von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten, weit in der Türkei, die Völker auf einander schlugen!

Gallien lag nun freilich nicht so entfernt; die große Revolution Anno 1848 und die ebenso große Idee von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit — diese drei gigantischen Seifenblasen — bieten Unterhaltung die Hülle und Fülle.

Notar Slufuhr, von dem uns sonst der Dichter nicht sagt, daß er sich mit Inspektor Bräsig auf gespanntem Fuße befunden habe, ist doch schon an und für sich, seinem ganzen Wesen nach, dessen Antipode. —

Ich glaube, es läßt sich durch Erfahrung bestätigen, daß zwei stark ausgeprägte Naturen, wie Slufuhr und Bräsig, überall im Leben, wo sie einander begegnen, der größten Gefahr ausgesetzt sind, aneinander zu gerathen. Wäre man im Stande, alle Eigenschaften der Menschheit respektive der Menschen und ihre Vertheilung auf den Einzelnen genau festzustellen, man würde vielleicht konstatieren können, daß unter allen Verhältnissen und Lebenslagen zwei so beengte Individuen sich gegenseitig abstoßen müssen.

Mit der Verbrüderung dieser Beiden ist es denn auch nichts. Zwischen Hunden sind Prügel die beste Verbrüderung! Das Diktum bleibt für den vorurtheilslosen Beobachter als absolut wahr bestehen. Die Anwendung auf die Menschen, auf die Nationen liegt nahe. Hier gibt es keine allgemeine Verbrüderung, und es wird auch eine solche nie geben. Keine Philosophie, keine Lehre, keine Religion vermag sie je einzuführen. Seit bald neunzehnhundert Jahren hat die Welt das Christenthum, kennt sie das Gebot der Bruderliebe, aber nirgends ist mehr gehaßt, geflucht, gemartert, geköpft worden als unter dem Deckmantel dieser Lehre.

Louis Philipp also hat abdanken, hat flüchten müssen. Frankreichs Thron ist somit unbesetzt. Da meint Notarius Slufuhr, dem der Champagner bereits zu Kopfe steigt, Bräsig gebe einen prächtigen Nachfolger ab, er habe sonst nichts zu thun und könne nun ja König von Frankreich werden.

Zimmermeister Schulz überbringt dem alten Inspektor, der gerade die jungen Damen und Herren zum Tanzen aufmuntert, diese Botschaft. „Das sagt' er?“ — Und er tritt, mit seinem derben Spazierstocke bewaffnet, in das Stübchen, wo die fideleu Zechbrüder sitzen und noch über den famosen Witz lachen.

„Welcher Halunke hat mir zum König von Frankreich machen wollen?“ rep hei, dat de Kalk von de Wand söll, un de Krüzdurn würd em as lewig in de Hand: „Ich will nicht König von Frankreich werden!“ — swabb! — satt de Krüzdurn den Notorjus mang de Schullerbläder. — „„Herre Jesus!““ — „Ich will nicht König von Frankreich werden!“ un wedder ded de Krüzdurn sine Schülligkeit; un nu verspekerten Unkel Bräsig un sin Krüzdurn ümmer ümschichtig, dat sei nich nah den französische Königsthron trachten deden. Lichter, Lampen, Buddeln kemen in dese Thronstridigkeiten üm 't Leben, un David kamm dorbi unner'n Disch, dat heit friwillig, hei verkrop sich dorunner. De Notorjus schriete üm Hülp, Keiner stunn em bi; blot as de Sak all tau Enn' was, sat'te sich David unner'n Disch en Hart un säd: „Erlauben Se, verßeihn Se, Herr Entspekter, un dies soll eine Verbrüderung sein?“ — „Ja,“ rep Bräsig, „Sie Jammerlappen! Mang einen Menschen und einen Hund sünd Prügel die beste Verbrüderung. — Herr Schulz, Sie sünd mein Zeuge, daß ich den Herrn Notorjus Slufuhr hier gottserbärmlich durchgehauen habe“, dormit gung hei ut de Dör, hal'te sinen Haut un gung nah Hus.

So endet denn die allgemeine Verbrüderung mit einem Schlage!

Und diesen Schlag führt Bräsig aus.

Bräsig ist hier wie überall in der „Stromtid“ die Ausschlag gebende Persönlichkeit. Nach ihm hätte der Roman überhaupt benannt sein müssen.

Bräsig ist der Held, von Anfang bis zum Ende, das gesteht der Dichter selbst zum Beschluß.

Reuters Stromzeit lernen wir nicht kennen, nur Eindrücke, Erfahrungen, Menschen, Typen, die er während seiner Landmannsjahre machte und beobachtete.

Bräsig beherrscht alle Personen und Verhältnisse, er hält das ganze, lose Gewebe der Fabel zusammen, um ihn gruppirt sich Alles und Jedes auf Pümpelhagen, auf Gürlitz, auf Regow und Warnitz, in Rahnstädt.

In Summa: hätte Fritz Reuter seine „Stromtid“ mit dem Titel „Bräsig“ überschrieben, er hätte ihm, seinem Werke und sich selbst kein Unrecht gethan; denn in den Vordergrund tritt, wenigstens dem Leser gegenüber, durch liebenswürdige Biederkeit, Treuherzigkeit, Männlichkeit, durch unvergleichliche Originalität und Urwüchsigkeit allüberall der emeritirte Entspekter, Onkel Zacharias Bräsig.





Durchläuchting an Schultsch.





Dörchläuchting.

Dörchläuchting un Schultsch.



„Dörchläuchten“ oder „Dörchläuchting“ (Durchlaucht), diese volksthümliche Anrede gilt speciell bei Reuter dem Herzog Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz, geboren den 5. Mai 1758, auf den Thron gelangt den 11. Dezember 1752, gestorben den 2. Juni 1794.

Seine Regierung bezeichnet für sein Ländchen eine Periode friedlicher Entwicklung und heilsamer Verbesserungen, wozu er freilich selbst direkt nicht viel beitrug. Während des siebenjährigen Krieges verhielt er sich neutral, wodurch sein Gebiet von den Lasten und Kontributionen ziemlich verschont blieb.

Er war kein Freund Friedrichs des Großen, überhaupt nicht soldatisch gesinnt.

Er war Oheim der schönen und edlen Luise, Preußens unvergeßlicher Königin.

Er war geistig wenig begabt, von beschränkten Anlagen, dabei aber harmlos und gutmüthig, oft kindisch. So fand er Vergnügen daran, in Begleitung eines Dieners, der

einen Eimer Wasser trug, den Hofdamen und Kammerfrauen durch das Schlüsselloch Wasser ins Zimmer zu spritzen.

Er war ängstlicher Natur, abergläubisch und besonders furchtsam vor — Gewitter. Zog ein solches herauf, dann ließ er den Konrektor Bodinus, der ihn trösten mußte, zu sich entbieten auf sein Schloß in Neubrandenburg. Hier nämlich wohnte er meistens im Sommer, indem er der dortigen romantischen Umgebung den Vorzug gab vor dem mitten in Sand und Tannen gelegenen, damals noch wenig bebauten Neustrelitz. Anno 1775 erhob er die Vorderstadt Neubrandenburg zu seiner Sommerresidenz. Der Magistrat überließ ihm die auf dem Markte stehende Stadtwage nebst dem Spritzenhause; er selbst erwarb dazu die Rathsapotheke und führte an deren Stelle sein Palais auf. Auch ein wohl-eingerichtetes Lusthaus auf der unweit Broda terrassenförmig über dem See sich erhebenden Anhöhe Belvedere verdankt ihm seine Entstehung.

Er war ein Gönner der Musen und liebte vornehmlich ein gutes Schauspiel. Die Tillysche Komödiantentruppe bildete für den Sommer sein Hoftheater.

Er war oft in Geldverlegenheiten. Seine eigenen Vermögensverhältnisse, wie die seiner nach ihm gestorbenen Schwester Prinzess Christel, zeigten sich stark derangirt, so daß mit den Gläubigern ein gütliches Abkommen getroffen werden mußte.

Er war — last not least — als Frauenhasser ledig geblieben bis an sein seliges Ende.

So lebt sein Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß weder verklärt noch verdunkelt, in der Geschichte.

Im Volksmunde heißt es von ihm:

„Dörchlächten is von Gottes Gnaden,
hett drei Por Strümp un doch kein Waden.“

In der Litteratur ist ihm für alle Zeit Unsterblichkeit gesichert.

Fritz Reuter erkannte in Herzog Adolf Friedrich, dem Vierten seines Namens, eine Persönlichkeit von originellen Eigenschaften, die einen Humoristen wohl verlocken konnten, sich mit Hochdemselben zu befreunden.

Keinen Roman, welcher Anspruch auf historische Treue macht, sondern nur eine heitere Historie, die den einzigen Zweck der Unterhaltung und „Vermüunterung“ anstrebt, will uns der Dichter bieten. „Of mit annum un datum is dat in mine Geschicht sihr swack bestellt,“ sagt er selbst in seiner launigen Vorrede, die er schreibt, damit ihn nachher keine Nachrede trifft, „un id ward mi woll häuden, doräwer Hals tau gewen, denn wenn so'n richtigen kronischen oder kronologischen Klüsterkopp doräwer herfallen süll, denn künn hei mi Perfesser Kohltrauschen sine Tabellen unner de Näs' hollen un mi fragen: wo stimmt dit? un wo stimmt dat? un mi in de gaude Meinung von mine Lesers gründlich verungeniren. Id ward dat also maken as de Schriftstellers, de sik up Stunns mit de geschichtlichen Romanen besaten, wo vel von Roman de Red' is un wenig von Geschicht, ward Allens schön dörchenanner mölen.“

In welchem Grade Dichtung und Wahrheit durcheinander gemengt sind, ist für Denjenigen leicht zu ermessen, welcher den Roman gelesen, von obiger kurzen historischen Darstellung Kenntniß genommen hat und nun vergleicht.

Reuter bietet uns hier kein Kunstwerk. Die Schuld trägt vielleicht mehr der Held als der Poet. Was sich aus Ersterem gestalten ließ, hat Letzterer zu Wege gebracht als Meister der Situation.

Das zeigt sich vor Allem in der Begegnung zwischen Dörchläuchting und Schultsch, des Bäckers Krischan Schulten wohlblölicher und wohlbeleibter Egehälft, der herzoglichen Stutenlieferantin und Serenissimi Mitkollegin; denn wat Dörchläuchten för't ganze Land, was Schultsch för ehr ganzes Hus, un ehre Unnerdahnen säden, sei regirte in'n Ganzen noch en gauden Schepel forscher als Dörchläuchten sülvst.

Us nu dese beiden regirenden Monarchen up den Mark tau Nigen-Bramborg tausamen dropen, was dat för alle Nigen-Brambörger, de taufällig ut dat finster seken, hellischen fierlich antauseihn, wo sei sich de gegensidigen Jhren erweisen deden, indem dat jeder wat von sine eigene Würd nahgaww, um den annern tau Jhren tau bringen. — De regirende Bäckerfru, as lüttere Potentat, — dat heit, nah de Unnerdahnen berekend — fung drei söstehnfäutsche Raud rhinländsch Mat von Dörchläuchten af dormit an, de Hannürs ta maken, dat sei dor en lütten Knicks make, as sei süs woll för en gauden Kunden in ehren Vörrath hadd; dorup rückte sei zwei Raud vör, de Hänn' in de Siden un mit Pusten — äwer blot wegen ehre Vülligkeit, nich ut Stolz — un make en Knicks, as hei sich ungefahr för den irsten Burmeister paßte, gung den neger, steß de Hänn' unner de Schört un folgte sei äwer de Mag', un dükerte nu dicht vör Dörchläuchten unner un schot in'n Dutt tausamen, as wenn ein von ehr Virschepelsäck mit Weiten unnenwarts en Ket fregen un utlopen wir, un säd: „Gu'n Mornn, Dörchläuchting.“ — De regirende Herr, as grötere Potentat, make sine Mitkollegin 'ne lütte Wennung halw linksch tau, läd sine linke Hand an den Degengriff, grep mit de rechte an den Dreimaster, äwer blot um sich dorvon tau äwertügen, wat hei of fast naug sitten ded, dat hei sine högeren Jhren un Würden jo nicks vergew'. — „Gu'n Mornn of, Schultsch. Wat will Sei?“ frog hei. — Schultsch wull nu vel: irstens wull sei an desen gesegeten Himmelfohrtsdag, wenn sei wegen ehre irdische Vülligkeit un Kumplettigkeit of nich gerademang gen Himmel fohren kunn, doch as regirende Bäckerfru Schulten in de Ogen von de Groten an den Mark' tau Nigen-Bramborg so hoch stigen, as ehr Gewicht taulet, un wull derentwegen ehre Ledder an Dörchläuchten sine Hoheit anleggen un doran tau Höchten klaspem; un tweitens wull sei — Geld.

Da sollte sie aber schön ankommen! —

In der einen Person sehen wir den Träger der Staatsgewalt, des Staates, von welchem Ludwig XIV. das geflügelte Wort in die Welt setze: l'état c'est moi. In der anderen Person sehen wir die Trägerin ihres eigenen Rechtes: Dörchläuchting hadd Stuten fregen un hadd sei nich betahlt!

Wurst wider Wurst! heißt es im Volksmunde; oder: Ledder um Ledder, fleißt Du mi, schlah ich Di wedder.

So oder ähnlich mochte Mutter Schultsch denken: Kann Dörchläuchting Stuten eten, kann hei sei of betahlen, oder ich mahu em, ich gah em dorüm tau Eiw, und denn will'n wi mal seihn!

Nun ja, sie sollte es sehen.

Die Stirn in Falten gelegt, die Lippen zum Jorn gekräuselt, bekommt sie eine schroff abweisende Antwort, worauf sie nicht gefaßt war. Sie die Bäckersfrau, welche in ihrer Herzensinfalt nichts weiter meinte zu begehren, als ihr gutes Recht, fand sich bitter getäuscht.

Dörchläuchting mochte ihr wohl im Stillen ihre Forderung zubilligen; aber für ihn kamen andere, höhere Rücksichten in Erwägung. Wie durfte sie, die schlichte Bürgerin, die gnädigst privilegierte Hoflieferantin, die Unterthanin, es wagen, ihn, den Herzog und

Landesherrn, öffentlich, auf dem Marktplatz vor den Augen der ganzen Nachbarschaft, daran zu erinnern, daß er nicht bloß ein Recht hatte, Stuten zum Kaffee zu essen, nein, daß er auch die Pflicht hatte, die schon seit einem Jahre gepumpte Backwaare endlich einmal aus seiner Schatulle zu bezahlen?!

Wie sie ihm nun in aller Unschuld vertraulich die Rechnung in die Hand stecken will, da hebt Dörchlächting am ganzen Leibe. „Impertinentes Frauenmensch!“ rep hei un stödd ehr de Rechnung ut de Hand, dat Krischan Schulden sine sure, fiwstünnige, schriftliche Arbeit so licht äwer den Mark henflog, as wir 't 'ne blote Schauljungs-Arbeit. — „Rand!“ rep hei sinen Kammerdeiner, „wo ist der Esel?“ — Wenn hei desen Titel brukte, denn wüßte Randümmer, dat Holland in Noth was, un hei verlangt würd. Hei störtte sich also ahn Besinnen in den diplomatischen Strid un söchte de Differenzen tüschen de beiden hogen Pacifcenten tau vermiddeln, un dortau was hei, as wenn hei dortau eigends anstellt wir, denn wenn Dörchlächting of sin Herr was, so was Schuldsch wegen ehr Durowelbir sine leiwste fründin. — „Mein Gott doch, Dörchlächting, wat iwern Sei sich? Wo können Sei sich äwer Schuldschen argern? — Mein Gott doch, fru Schulden, so laten S' doch de Arm ut de Sid! — Paßt sich dat? Dor möt Dörchlächting sich jo äwer argern!“ denn Schuldsch hadd in ehre gerechte Sak de Arm in de Siden stemmt. De beiden Lakayen wiren of tausprungen, un Dörchlächting winkte blot mit de Hand, un de Lakayen verstummen dat of glif un drewen Schuldsch af, un Dörchlächting winkte noch mal, un sei schücherten mit Schuldsch äwer den Markt 'räwer.“ — „Rand!“ rep Dörchlächting, as de Luft halwweg' rein was, un halte deip Athen uu lachte hell up — „dat Bäckerwiw giwwt mi 'ne Rechnung,“ hir ballte hei achter Schuldsch de fust äwer den ganzen Mark 'räwer, „wat? bün ick noch regirende Herr?“ —

In einem ergötzlichen Plaidoyer tritt der Dichter als Vertheidiger für Se. Hoheit auf. Wenn Jemand aus diesem Streite herauslesen sollte, Adolf Friedrich IV. sei ein Tyrann und gekrönter Bösewicht gewesen, der irre sich gewaltig. Der Mecklenburg-Strelitzsche Herzog war der sanftmüthigste Mensch unter der Sonne; freilich durfte ihm Keiner zu nahe kommen, Alles mußte nach seinem Willen gehen. Eine Rechnung von seiner eigenen Unterthanin hielt er für eine große Injurie.

Soll ick nu seggen, wer hir Recht hett in desen stimmen un bedräuwten Handel, — entscheidet Reuter zu guter letzt — so möt ick mi, ahn en Vurthel dorin tau säuken, up Dörchlächting sine Sid stellen, denn irstens was hei regirende Herr, un dat seggt vel; tweitens hadd Schuldsch em ketteln wullt un hadd em knepen, un dat seggt noch mihr; un drüddens brukte Keiner en gekröntes Haupt tau sin, üm intauseihn, dat 'ne Rechnung en fatales Stück is, un dat seggt am meisten, un ick för min Perßohn segg dat of.

Gegen dieses Argument läßt sich, sollte man glauben, eigentlich nichts Stüchhaltiges einwenden. Mutter Schuldsch allerdings dachte anders. Sie gehörte nicht zu der Sorte, welche nur Alles aus der Hand der Gnade hinnehmen will.

Es ging ihr wie jenem holsteinischen Bauern im Mittelalter, der, als einst der gewaltige Hohenstaufe durch das Ländchen Ditmarschen mit Roß und Reistgen zog, ruhig vor seiner Thüre sitzen blieb und auf die Aufforderung eines Höflings: „Stah up, Din Kaiser kummt!“ erwiderte: „Jk sitt hir up min eigen Grund un Boden, un dor bün ick eben so vel als he.“ Der edle Hohenstaufe war groß genug, ein solches Manneswort vertragen zu können. „Einen solchen Mann lob' ick mir,“ rief er aus, „denn wenn ick solche Leute in meinen Landen habe und sie gebrauchen muß, so weiß ick, was ick an ihnen besitze.“



Käselein un de Korrektör.



So war Dörchlächting nicht. Mutter Schultsch aber theilte mit dem Ditmarscher das Gefühl des Rechtes, und das war bei ihr just so stark ausgeprägt, just so unverfälscht wie bei jenem.

Am nächsten Morgen, als Serenissimus Streliziensis den duftenden Mokka vor sich gebracht sieht, sich an der köstlichen Labe aus Arabiens Gefilden erquicken und seinen Zwieback „instippen“ will, — hätte er da einen? er hätte man keinen! um mit Bräsig zu reden.

Wiwelst geht äwer Düwelst, sagt der Volksmund. Dörchlächting, sonst gar weisheitlich durchleuchtet, war überlistet; ihm wurde heimgeleuchtet von der Bäckerfrau. Kannst Du nich betahlen, lat of kein Tweiback bi mi hahlen!

„Wo sind die Zwiebacken?“ frog Dörchlächting streng. Rand säd nicks, treckte äwer mit de Schullern. — „Wo sind die Zwiebacken?“ frog Dörchlächting forscher un strenger. — „„T gimwt hüt kein““, säd Rand. — „Was soll das heißen, Du Esel?“ — „„Ja, Dörchlächting, heww icht 't nich seggt, so würd 't kamen? Schultsch will uns nich mihr borgen, un de annern Bäckers hewwen kein.““ — „Was? was!“ schreg Dörchlächting un sprung pil in Enn, „in unserm eigenen Lande? Was? haben wir nicht unsere Schatulle?“ — „„Ja Dörchlächting, de hewwen wi, dor steiht s, äwer de is so leddig, as en Ei, wat vör drei Wechen utpust't is““. — — So! Nu wiren Dörchlächting alle Nerven dörschneden, of de nervus rerum gerendarum. — Dörchlächting frog an desen Morgen keinen Tweiback, un de halwe Stadt knackte un knasperte in Bäcker Schulden sinen Tweiback, un sei wat sei sülwen was, Bäcker Schultsch, satt so preislich vör ehr Stutenstapp, as regirte sei vermorrntau dat ganze Herzogthum Meckelnborg-Strelitz.

Es steckt in diesem Benehmen der Bäckerfrau viel Humor und der Kern einer unverwüßlichen Komik.

So etwas war dem Monarchen in seiner ganzen segensreichen Regierung noch nicht geboten worden, während seines ganzen gottbegnadeten Lebens hatte er den Zwieback zum Kaffee noch nicht zu entbehren gehabt. Heute zum ersten Mal:

Seine Allmacht scheiterte an Mutter Schultsch ihrer Herz- und Standhaftigkeit, an ihrer Entschlossenheit und Willenskraft.

Das ist eine uns vom Dichter vor Augen gerückte Situation, aus welcher der Staatsrechtslehrer viel Weisheit lernen und worüber der Staatsphilosoph und Nationalökonom ganze Abhandlungen schreiben könnte, wenn ihnen anders Kopf und Herz auf dem rechten Flecke sitzen.

Sage nun Keiner: Derartiges kommt in Wirklichkeit nicht vor oder ist nie vorgekommen! Die Staatsaktion wird oft da gemacht, wo sie nicht gemacht werden sollte; und schon mancher Fürst ist da mit seiner Weisheit und Gewalt bankrott gegangen, wo er's nicht hätte brauchen, wenn er zu rechter Zeit seine „Zwiebacken“ bezahlt haben würde.

Käugebein un de Konrektor.

In die Regierungszeit des Herzogs Adolf Friedrichs IV. fiel die Reformation der Neubrandenburger Schule. Unter den 1766 neu angestellten Magistern befand sich der Kantor und spätere Konrektor Bodinus, dessen Namen der Dichter in Aepinus umgetauft hat. In demselben Jahre um Ostern kam der fünfzehnjährige Johann Heinrich Voß

dorthin und blieb als Jögling bis Michaelis 1769. Von Interesse ist es, zu erfahren, wie Voß über seinen Lehrer urtheilt: „Bald nach meiner Ankunft besetzte man die erledigte zweite Lehrstelle mit dem würdigen Kantor, nachmaligen Konrektor Bodinus, dem, außer dem Gesange, eine neue Schulordnung in zehn Stunden nicht nur Lateinisch, sondern auch etwas Profangriechisch aus Plutarch von der Erziehung und etwas Naturgeschichte zu lehren vorschrieb. Zu den Singstunden fügte der taktkundige Mann für die Kirchenmusik noch freiwilligen Unterricht im Violinspielen und Paukenschlagen. Man begreift, daß nach acht dumpfen Lehrstunden des Tags die heitere Stunde des Gesangs und der Musik bei unserm Bodinus ein Labsal war.“ Vossens Frau fügt noch hinzu: „Als Voß einmal mehrere Wochen krank lag, besuchte ihn der Konrektor Bodinus täglich und sorgte für Erfrischung, Pflege und ärztliche Hülfe.“

Diese Ueberlieferung hat Reuter offenbar gekannt und darnach die Charaktereigenschaften des Konrektors gezeichnet. Liebenswürdigkeit, menschenfreundliches Wesen, heiterer Sinn und Passion fürs Violinspiel sind auch die hervorstechenden Merkmale des alten Uepinus. Nur ein wenig gelehrter erscheint er hier, als er in Wirklichkeit gewesen sein mag; denn wäre er ein so firmer Grieche und begeisterter Kenner Homers gewesen, so hätte sicherlich Voß dies besonders und mit Dankbarkeit hervorgehoben. In der griechischen Grammatik und in den Klassikern unterrichtete jedoch vornehmlich der gelehrte Scholarch Dankert. Aber Reuter, welcher ja durchaus keine historische Erzählung bieten will, fand es opportun, alle Vorzüge und Leistungen, durch welche späterhin Voß unsterblichen Ruhm sich erwarb, auf dessen Lieblingslehrer zu vereinen.

So schildert uns denn der Dichter den würdigen Herrn Konrektor und Kantor Uepinus (rectius Bodinus) folgendermaßen: „Hei was en Sachs, oder, as des' Ort Lüüd' up Stunns spaßig näumt warden, ‚ein Sächser‘; hei was üm dese Tid en Mann so midd-warts de föstiger, un was för sin Öller noch en staatsches Stück von en Mannsminschen, obschonst de Esel of all mit grise Hor bi em 'rute kamen was. — Hei was en gauden Mann un hadd of sin Ding' düchtig lihrt, denn hei was so tämlich de irste Schaulmeister an de hoge Schaul to Nigen-Bramborg, de mit de ollen Griechen un Römer gaud Bescheid wüßte, un dorüm höllen of sin Schäulers wat von em. — Johann Heinrich Voß, de 1766 up de Schaul nah Bramborg kamm, vertellt noch mit groten Dank, dat hei von den Herrn Konrektor mihr lihrt hett, as von jedwer annern Lihrer, un dat em de Herr Konrektor in 'ne swore Krankheit däglich besöcht un em as en Datter plegt hett. — Ik möt von den Herrn Konrektor 'ne grote Markwürdigkeit berichten, de süs woll meindag' noch nich vör-kamen is. Hei hadd sik nämlich, obschonst hei so recht ut dat richtige Kauken-Sachsen herkommen ded, in Meckelnborg so dägern in de plattdütsche Sprak verleiw, dat hei in sinen Hus' un in Gesellschaften, ja wat noch mihr is, of in de Schaulstunden Plattdütsch reden ded un, wat bi einen richtigen Kauken-Sachsen binah unmöglich schint, hadd dat so richtig lihrt, dat em man sihr sprangwis hir und dor en lütten Swupper in de platt-dütsche Sprak passiren ded. — Hei gaww sinen Unnerricht in de tweede Klass' un lihrt sine Schäulers uter Latinsch un Griechsch of noch en beten Naturgeschichte, un wil dat hei of up de Musik to lopen verstunn, gaww hei Unnerricht in den Kirchengesang un let sine Schäulers of tauwillen up de Vigelin' spelen un, wat ehr vör Allen Spaß maken ded, of Pauken slagen. Französch verstunn hei nich un wull't of nich verstahn, denn hei hadd en groten Haß gegen de Franzosen.“

Dieser Franzosenhaß bewahrt den Konrektor, der seit Jahren Wittwer, vor einer Verlobung mit seiner neuen Nachbarin, die er wegen ihrer Sprache für eine Französin

hält. Denn immer, wenn er in seiner Studirstube ans Fenster tritt, öffnet sich gegenüber das Fenster. Die unbekannte Schöne zeigt sich im gelben Ueberrock und ruft ihm sehr freundlich zu: „Bon jour, monsieur!“, so daß er ihr einmal rundweg erklärt, wenn sie mit ihm reden wolle, möge sie deutsch reden.

Zum Glück geräth er nicht in die Schlinge der franschen Mamsell, welche in Wahrheit Korlin Soltmann heißt und Kammerzofe der Prinzess Christel gewesen ist. Er erkennt noch rechtzeitig, welchen Schatz er an seiner langjährigen, treuen Haushälterin Dürten Holzen besitzt, und erhebt sie zu seiner Eheliebsten, während seine Nachbarin sich schließlich, um überhaupt nur unter die Haube zu kommen, mit dem Advokaten Kägebein begnügt.

Letzterer hat ihr wiederholt seine Huldigungen dargebracht, sie sogar als seine „Dorimene“ in arkadischen Versen besungen.

Ja, Kägebein ist unter die Dichter gegangen, dieser bewegliche, quecksilberne, in juristischen Dingen halb ergraute, in Rechtsbegriffen fast verknocherte „Urkat“. Er ist keine Erfindung Reuters, er hat wirklich gelebt und lebt noch, wenigstens in seinen Reimereien.

Es gab einst in unserem Vaterlande eine Zeit, wo die Poesie ihr Heim hatte an Fürstenthöfen, — das lehrt u. a. die Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, deren Mitstifter Ludwig von Anhalt-Köthen war, — ja Könige und Kaiser rechneten es sich zur Ehre an, ihre Jünger zu sein. Doch, was sage ich, es ist auch heute noch so, glücklicher Weise. Und wo die Großen auf dem Throne nicht selbst dichterisch begabt sind, da zeigen sie sich vielfach als Beschützer der Kunst des Gesanges und lassen einen Sonnenstrahl ihrer Gnade auf den Poeten scheinen, zur Anerkennung und Aufmunterung.

Es soll der König mit dem Dichter gehen, denn beide wandeln auf der Menschheit Höhen.

Ohne Ehrgeiz ist selten etwas Großes vollbracht worden. Auch der Dichter muß Ehrgeiz haben, und er besitzt ihn, wenn sein Talent echt ist. Aber dieser Ehrgeiz darf sich nicht auf Aeußerlichkeiten richten, er soll der hehren Kunst selbst gelten, in ihr das Höchste, das Vollendetste zu leisten; nur dann ist er berechtigt.

So war es beim Urkat Kägebein nicht. Dieser Reimschmied wollte Ehren und Würden durch die Kunst erwerben, noch bevor er als ihr Jünger die Feuerprobe bestanden hatte. Er strebte nach dem Titel „Hofpoet“.

Ehemals war es Sitte, den Dichter zu krönen. Von manchem poeta laureatus, der mitunter sogar noch durch ein Kaiserliches Hof-Pfalz-Grafen-Diplom ausgezeichnet wurde, weiß die Litteraturgeschichte zu melden. Heutigen Tages läßt man's bei dem einfachen „von“ bewenden. Die neuere und neueste Zeit weist eine stattliche Reihe Namen von Schriftstellern auf, denen zu ihrem angeborenen Adel der Seele durch Fürstenthuld der Adel der Person oder besser der persönliche Adel verliehen ward. Das ist an und für sich ganz hübsch, wenn — wie es beispielsweise bei Fritz Reuter der Fall — dadurch der höchste Joll der Anerkennung ertheilt wird um der Welt oder um der Verhältnisse willen; er selbst als solcher — als Dichter — soll darüber erhaben sein, wenn er echt ist.

Kägebein war nicht echt, so sehr er auch glaubte, es zu sein.

Ihm ist die Muse eine milchende Kuh, das einzige Mittel zum Zweck. So allein kann er zu seiner von ihm angebeteten Korlin Soltmann und auf allerhand Schleichwegen zum Titel eines Mecklenburg-Strelitzschen Hofpoeten gelangen.

Während der Konrektor sich niemals dem Herzog aufdrängt und nur mit ihm in Berührung kommt, wenn im Sommer ein Gewitter aufzieht, — er muß nämlich das

Nahen eines Gewitters prophezeien und beim Ausbruche desselben ihn mit seinem elektrischen Apparat beschützen — schlängelt sich Kägebein bei jeder passenden und nicht passenden Gelegenheit an den durchlauchtigsten Gebieter heran, bis ihm das heiß ersehnte Glück beschieden ist, Hochdemselben seine gesammelten Gedichte allerunterthänigst dediciren und zu Füßen legen zu dürfen. Auch ein großes Epos hat er verfaßt, welches er der Prinzess Christel devotost zueignen will; schon die Ueberschrift verheißt einen seltenen Genuß: „Die auf den Backofen geschobene Schöne, oder der Sprung durch den Schlehdorn“.

Dem Verdienste seine Krone! Durch die Fürsprache des Kammerdieners Rand und des Hofrathes Altmann erreicht er endlich seinen höchsten Wunsch: Serenissimus geruht, ihn huldvollst zum Hofpoeten zu creiren.

Dörchläuchten mußte solcher Gestalt die absonderliche poetische Begabung des Herrn Rechtsanwalts und Notars Kägebein am Gerichte zu Neustrelitz gebührend zu würdigen und zu belohnen. Die guten Neubrandenburger Philister dagegen wollten, mit wenigen Ausnahmen, nichts davon wissen. Sie hatten nur Spott und Hohn für die Schäferlyrik des Sängers. Zumal der alte Konrektor, echter Poesie durchaus nicht abhold, ein aufrichtiger Verehrer und Bewunderer seines Studiengenossen Lessing, dessen Bildniß auf seinem Schreibtische prangt, ist jedesmal entsetzt, wenn Kägebein zum Besuche nach Neubrandenburg kommt. Er weiß ja leider aus Erfahrung, daß er als Opferlamm ausersehen ist, die Reimerereien des Advokaten anzuhören.

Einen solchen Moment, für den braven Konrektor eine Tantalusqual, veranschaulicht unser Bild.

Wie er so recht still zufrieden Weihnachtabends in seinem warm geheizten Studirzimmer sitzt, trampft sich draußen Jemand den Schnee ab, und wer tritt herein? — Kägebein!

„„Verehrter Freund und Gönner, ich konnte doch nicht unterlassen““ — „„Wat nich?““ — „„Sie zu besuchen; ich fühlte den heftigsten Drang in mir, Sie wieder zu sehn.““ — „„So? Na, wennihre sünd Sei denn hir ankamen?““ — „„Gestern Abend.““ — „„Na, wenn de Drang so grot west is, denn wunnert mi dat, dat Sei gisteren Abend nich glük kamen sünd.““ — „„Geschäfte, mein Gönner, unaufschiebliche Geschäfte.““ — „„Wat? Sei warden doch nich tau'm irsten Mal in Ehren Lewen en Prozeß hewwen?““ — „„Bewahre! Wichtige Geschäfte, viel wichtigere haben mich auf flügeln des Zephirus gestern Morgen, als man mit purpurnem Gewand am östlich hohen Himmelsrand Auroren schon verbreitet fand, von Neu-Strelitz nach Brandenburg entführt.““ — „„Ollen schönen Zephir hüt buten!““ smet de Herr Konrektor dormang, äwer Kägebein let sük nich stüren: „„Ich will nämlich eine Collectio meiner schönsten Gedichte hier bei Korb drucken lassen, Durchlaucht, unser gnädigster Herr, hat die hohe Gnade gehabt, meine submisseste dedicatio anzunehmen, und hier sind sie;““ dormit smet hei en Packen Schriweri up den Tisch. — „„Dörchläuchting — Gedichte? — Na, dat heft hei denn woll ut Niglichkeit dahn, denn ik glöw', hei heft in sinen ganzen Lewen noch kein Gedicht lesen.““ — „„Ich habe ihm welche vorgelesen, er hat sük sehr gefreut, er hat viel Sinn und Empfängniß für die feine, hohe Poesie; und — unter uns — wie mir Rand, sein Herr Kammerdiener sagt, ich habe eine große Expectanz auf den Titel eines Hofpoeten.““ — „„Gratulir velmal tau de hogen Titel.““ — „„Aber die Gedichte sind auch schön, sehr schön! Sie sind im höhern Styl, ich habe Gellerten und Rannlern und Gleimen, so zu sagen, in Eins verschmolzen. — Hören Sie mal!““ — „„So setten S' sük doch irst dal!““ — Dat ded denn de Herr Arkat un bläderte in sin Poppiren. — „„Ich suche keine aus, ich nehme das

Erste, Beste zum Vortrage. — Hier dies ist mehr Gellert, es ist ein Idyllum.“ — „So heit dat Ding nich, dat heit idyllium, kümmt ut den Grichschen von εἰδύλλιον.“ — „Ach, das sind Kleinigkeiten, Nebensachen; die Hauptsache ist, so was selbst machen zu können, hören Sie:

Invitatio zur Redute an einen guten Freund.

So wie felten in den Abendstunden,
 Wenn er seine Kinder eingebunden,
 Auch mit sorgenden und milden Händen
 In der frommen Schaf- und Lämmer-Bänden
 Heu und Stroh mit Sorgfalt eingestopfet
 Und den Riegel für des Schafstalls Thür geklopfet,
 So wie felten, sag ich, am Camine,
 In den Armen seiner lieben Trine
 Die von Schnee und Frost ermüd'ten Beine
 Ruht und wärmt an des Camines Steine
 Und entzückt an seiner Trine Busen,
 Laß mich, spricht, in dieser Gegend drusen.“

„Gott bewohr uns!“ rep hir de Konrefter dormang, „wat is dat? Laß mich, spricht, in dieser Gegend drusen.“ — „Mensch, wo herwen Sei dat her?“ — „Ganz aus mir selbst,“ säd Kägebein un richt'te sich äwer Eunn; „aber hören Sie weiter:

So wie felten, sag ich, allhier lauschet
 Und die Freud' in Tirnens Busen rauschet,
 So und heiter, ebenso vergnüget —
 Ist es felten, der allein nur liebet? —
 Wollen wir uns heut erfreuen
 Und den Nymphen Blumen streuen,
 Liebster Freund, so laß die Bücher liegen,
 Die Pandecten und den codicem,
 Wiße, mit den Jugendjahren fliegen
 Auch der Jugend Triebe, komm ad locum quem.“

„En sworn Rim; äwer sivr schön!“ soll de Konrefter in, un Kägebein las wider:

„Es erwarten dich mit offenen Armen
 Unter der Trompeten Schall und Klang der Darmen
 Dorimen und Synceren und das Chor der Gratien,
 Besser noch, doch eben so als vormals alle Schönen Griechenlands und Thraciens.“

„Nu hollen S' Pust!“ rep de Konrefter un slog em sine Poppiren tausam, „dor hett jo Einer grod acht Dag' an tau dauhn, ihre hei dat begripen deiht!“ — —

Auch wir haben genug an dieser Probe von Kägebeins Muse. Die Verse sind wirklich seine Verse, nicht etwa eine Ausgeburt der Phantasie Reuters. Letzterer hat sie vielmehr wörtlich abgeschrieben.

Zugleich ersehen wir hieraus, daß der Konrefter doch wohl ein richtigeres Urtheil in litteris besaß als Dörchläuchten. Ja, Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet. Auch vom Priesterthume der Kunst gilt dies Wort aus dem Evangelium. Viele sind berufen, in sich selbst nach ihrer Ansicht und Meinung, getrieben durch ihr Gefühl, durch Neigung, Beanlagung, den Preis in der Poesie zu erringen und den Lorbeer um ihre Stirn zu winden. Sie werden beeinflusst von einem Trieb, hingerissen von einem Drange, von dem

sie selber — bewußt oder unbewußt — annehmen, daß er ein höherer Impuls, daß er göttlichen Ursprungs ist; und unter diesen Umständen und Verhältnissen gerathen sie auf Wege und Bahnen, welche sie zu ihrem eignen Heile nicht wandeln sollten, aus dem einfachen Grunde, weil sie im Ernste nicht dazu berufen sind, weil sie nicht zu den Ausgewählten, zu den Gottbegnadeten gehören. Wie Recht hat Heyse, da er in seinem Nachrufe auf Geibel von „Buzenscheibenlyrik“ gewisser Dichter spricht! Geschichte Nachahmung alter und neuer Muster macht noch keinen Poeten, dem Unsterblichkeit blüht.

Und nun gar Kägebein, der mit Vorliebe Gellert, Rammler und Gleim imitirt! Lächerlicher kann kaum ein Reimschmied erscheinen, als unser „Avkat“. Natürlich sieht er's selbst nicht ein. Es geht ihm wie allen Talenten, wie der Pflanze, wie dem Kraut und dem Unkraut; sie suchen sammt und sonders einen Strahl der Sonne zu erhaschen. Dieser Sonnenstrahl ist für das Talent die Anerkennung. So muß denn der Konrektor stille halten, damit von seinen Lippen der Hofpoet in spe das erste Wort des Lobes vernähme.

Franz Boll, der gelehrte Landsmann Reuters, sagt in seiner Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg: „Leider hat Reuter die mancherlei Schwächen des gutmüthigen und leutseligen Fürsten in seinem Dörchläuchting auf eine unverantwortliche Weise karrikirt. Auch die bei uns noch wohlbekannten Charaktere des Konrektors Bodinus und Advokaten Kägebein sind bei ihm zu wahren Mißgeburten geworden. Später erkannte Reuter seinen Mißgriff und sprach brieflich gegen mich sein Bedauern aus, daß er nicht mit der Stromzeit seine schriftstellerische Laufbahn beschlossen habe.“

Nun, jedenfalls hat Fritz Reuter in dieser Erzählung aus der Zopfzeit ein Patent auf unser Zwerchfell genommen, und das ist immerhin auch etwas werth.



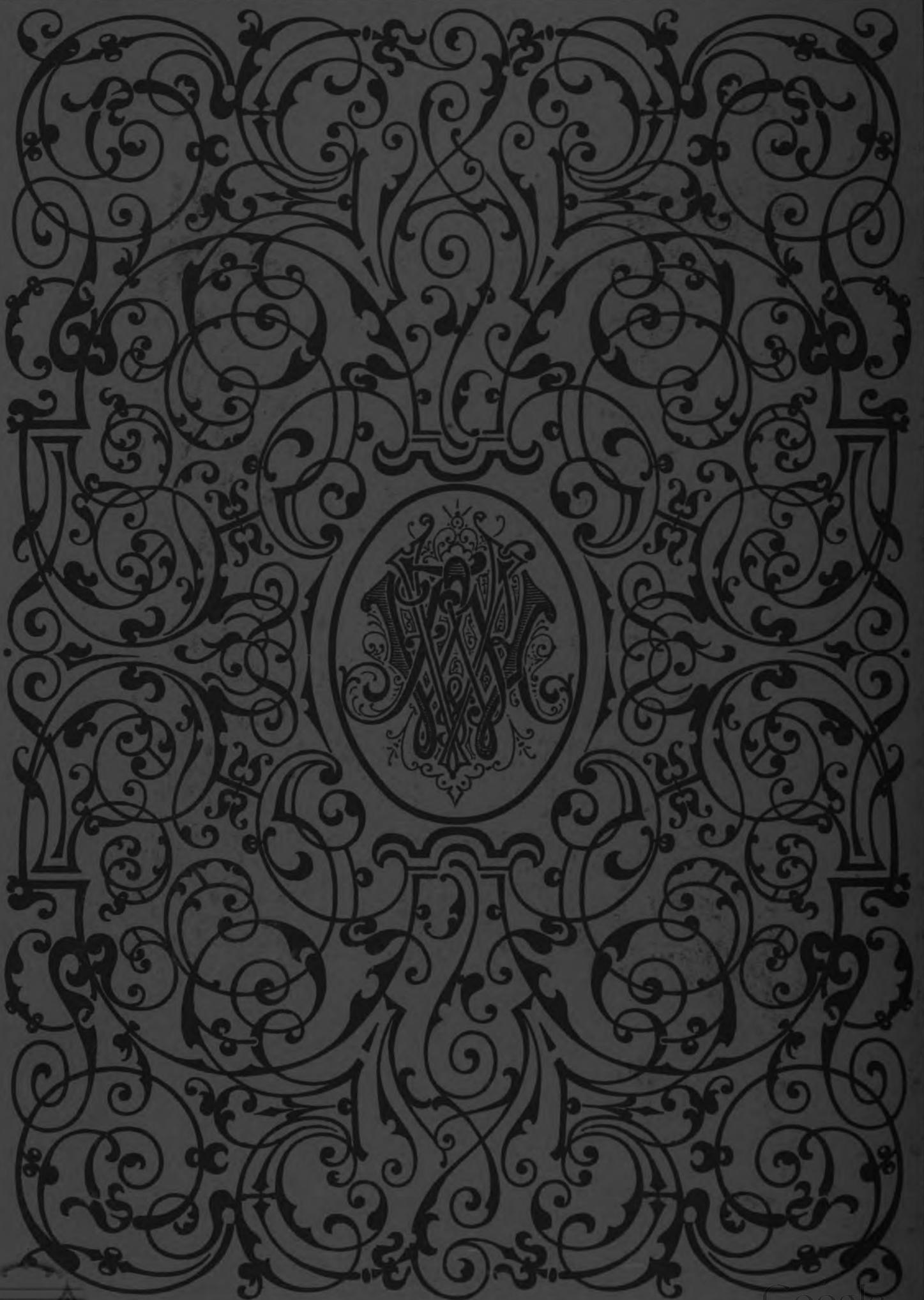
14 DAY USE
RETURN TO DESK FROM WHICH BORROWED
LOAN DEPT.

This book is due on the last date stamped below, or
on the date to which renewed.
Renewed books are subject to immediate recall.

NOV 24 1967 49	
NOV 30 1967	
JAN 2 '68 -12 AM	
Due end of subject to recall date -	MAY 20 '71 10
REC'D LD JUN 9 71 -9AM 32	
REC. CIR. JUN 10 '71	JUN 21 1975 7 9

LD 21A-60m-2,'67
(H241s10)476B

General Library
University of California
Berkeley



M123508

PT4848

R5G35

1985

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



